



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Satan in Weiß

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Satan in Weiß

John Sinclair Nr. 664

Teil 2/5

von Jason Dark

erschienen am 26.03.1991

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Satan in Weiß

Wenn die drei Männer noch nie in ihrem Leben gebetet hatten, so war die Zeit dazu, denn was sie als Zeugen zu sehen bekamen, war grauenhaft! In ihrer unmittelbaren Nähe standen zwei Personeneine und ein Chinese. Der Asiate interessierte die Männer nicht, sie mussten nur auf die Frau schauen, mit der das Schreckliche und Unerklärliche passierte. Selbst der graue Herbstnebel und die allmählich hereinbrechende Dunkelheit konnten das Bild nicht verbergen. Die Frau besaß blondes, lockiges Haar, in das jetzt allerdings eine dunkle Flüssigkeit hineinran...

Ein unheimliches Phänomen, denn die Flüssigkeit war nicht nur so dunkel wie Blut, es war Blut, das den Poren entwich, sich in den Haaren ausbreitete, sie zusammenkleben ließ und an ihnen herablief. Es rann ins Gesicht und weiter bis zum Hals.

Auch aus den Ohren floss das Blut in kleinen Rinnsalen, die Nasenlöcher blieben ebenfalls nicht verschont, und erste rote Tropfen quollen über die Lippen. Selbst aus den Augen sickerte es hervor, und die Frau erlebte den Schrecken stumm, ihre Blicke sprachen für sich.

Sie litt unter den Schmerzen, doch kein Laut der Beschwerde drang aus ihrem Mund. Sie blieb stehen, hatte keinen Blick für die drei Männer und auch nicht für den Chinesen, der eine Peitsche mit kurzem Stiel in der rechten Hand hielt. In der linken lag eine Pistole, deren Mündung er allerdings gesenkt hatte, so dass sie nicht mehr auf die leidende Frau gerichtet war.

Es war wie eine schlimme Strafe, die hier mit ihr geschah.

Dass die drei Männer im letzten Augenblick dem Tod entwischt waren, wussten sie. Darüber nachdenken konnten sie nicht, sie mussten auf die Frau schauen, die vor ihnen starb.

Der Chinese bewegte sich als erster. Er ließ beide Waffen verschwinden, bevor er mit der rechten Hand den Oberarm der Frau umfasste und sie zur Seite ziehen wollte.

Sie reagierte nicht. Jedenfalls machte sie keine Bewegung, dem Mann zu folgen. Sie blieb stehen und war steif wie ein Brett geworden.

Und das Blut rann weiter…

Es hatte sich in ihrer Kleidung festgesaugt. An einigen Stellen tropfte es auch zu Boden. Dort hinterließ es dann dunkle Flecken, die an den Rändern zerplatzten und ein sternförmiges Muster gebildet hatten. Es waren ebenso Zeichen wie auch das gesamte Blut, das aus den Körperöffnungen hervorquoll.

Vielleicht hätten die Männer das alles nicht einmal so schrecklich gefunden, wenn die Person geschrien hätte. Doch sie litt stumm. Kein Laut drang über ihre Lippen, nichts war zu hören. Auch dann nicht, wenn das Blut aus ihren Poren quoll.

Suko ließ die Person los. Er wusste plötzlich, dass er ihr nicht mehr helfen konnte. Sie musste bezahlen. Sie hatte hoch gepokert und brutal verloren.

Das Blut hatte sich wie eine Maske auf ihr Gesicht gelegt. Es wirkte glatt und schmutzig. Als ein Zittern durch die Gestalt lief, deutete sich das Ende an.

Die junge Frau schaffte es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Sie tat so, als wollte sie mit dem rechten Bein zuerst einen Schritt nach vorn gehen. Kaum hatte sie den Fuß aufgesetzt, als ihr Bein nachgab. Sie knickte ein, fiel nach vorn und landete mit dem Kopf dicht neben einem der parkenden Wagen.

Suko schluckte. Er wischte das Blut von seiner Hand an einem Taschentuch ab, bevor er sich an die drei anderen Zeugen wandte und ihnen beruhigend zunickte.

»Was war das?« fragte Jimmy.

Suko hob die Schultern. »Ich kann es euch nicht genau sagen. Vielleicht hat der Teufel soeben eine Niederlage erlitten. Aber das müsste ein anderer besser wissen.«

Der Inspektor schaute dorthin, wo sich noch jemand aufhielt. Ein blonder Mann, der das alles, was hier geschehen war, in die Wege geleitet hatte.

Der Mann war John Sinclair!

***

Ich hatte die Formel gesprochen und damit mein Kreuz aktiviert, denn ich hatte keine andere Wahl mehr gesehen, einen Gegner zu stoppen, der nicht so aussah wie ein Todfeind, sondern die Form eines lichterfüllten Eis oder großen Ovals besessen hatte, das es darauf anlegte, das Blut der Menschen zu rauben.

Nach dem Aussprechen der Formel waren die beiden Energieblöcke zusammengeprallt, und einer hatte verlieren müssen.

Es war nicht mein Kreuz gewesen, sondern das brandgefährliche und blutgierige Monsterei.

Ich stand noch da, das Kreuz in der Hand haltend, umwabert von den grauen Nebelschwaden, die den Wald und dessen Umgebung zu einer gespenstischen Kulisse machten.

Und ich starrte auf das Ei!

Oder vielmehr auf das, was von ihm zurückgeblieben war. Ein kleines Oval, nicht größer als ein normales Ei, aus dem das Licht verschwunden war. Es lag vor meinen Füßen und hatte es nicht geschafft, das Blut aus meinem Körper zu saugen, die Formel hatte mich davor bewahrt. Ich schaute hin, spürte den Druck hinter meinen Schläfen und merkte auch das leichte Hammern.

Meine Lippen waren trocken. Kälteschauer liefen über meinen Rücken.

Ich schaute nicht auf die anderen, aber in meinem Innern stieg ein Gefühl hoch, das ich mit dem Wort Grauen umschreiben konnte.

Ich hatte das Ei in seiner normalen Übergröße kennengelernt und erinnerte mich noch deutlich an das ungewöhnliche Licht in seinem Innern. Das war verschwunden.

Dafür entdeckte ich etwas anderes. In der Schale entstanden gewisse Bewegungen, als wären Schatten dabei, von einem Punkt zum anderen zu fliehen.

Was das genau darstellte, konnte ich auf diese Distanz nicht sehen. Ich musste mir das Ei aus der Nähe anschauen, bückte mich, streckte

gleichzeitig den Arm aus und dachte auch daran, dass dieses hier unter Umständen eine Niederlage war, denn ich hatte das zerstört, was einer Nadine Berger möglicherweise die Rückkehr aus dem Dasein als Blutsaugerin in ein normales Leben ermöglicht hätte.

Es ging um den Begriff des Flüssigen Lebens!

So war das Ei bezeichnet worden. Es hatte das Blut der Menschen aufgesaugt und in seinem Innern verarbeitet. Von den Massen an Blut war für das menschliche Auge des Betrachters nichts mehr zu sehen gewesen, nur eben das Licht, und darüber musste ich einfach nachdenken.

Blut in Licht…

Himmel, was konnte das sein?

Eine Verwandlung, eine magische Photosynthese, denn das Ei hatte die Kraft besessen, das Blut der Menschen in eine andere Energieform zu bringen.

Blut in Licht - Blut in Energie…

Und jetzt?

Meine griffbereite Hand zitterte, als ich das vor mir liegende Ei berührte.

Ich fasste es an und spürte seine Kälte. Es kam mir vor, als wäre es in seinem Innern mit Eis gefüllt. Über meine Haut auf dem Handrücken rann ein Schauer. Mein Gefühl sagte mir, dass ich etwas falsch gemacht hatte, obwohl ich es mir nicht vorstellen konnte. Ich konnte es einfach nicht zulassen, dass dieser Gegenstand in seiner normalen Größe weiterexistiert hätte. Dann wären noch mehr Menschen gestorben, und wir besaßen schließlich so etwas wie Verantwortung.

Allerdings würde dies auch auf Kosten unserer gemeinsamen Freundin Nadine Berger gehen. Die Chance, sie von ihrem Dasein als Blutsaugerin zu erlösen, war möglicherweise vorbei. Dabei wussten wir nicht einmal, wo wir Nadine finden konnten. Sicherlich bei Will Mallmann, der sich Dracula II nannte.

Oder gab es noch eine Möglichkeit?

Das seltsame Ei, es hatte ja dieses ganze Unheil heraufbeschworen, lag vor mir. Es war nicht zerstört worden, möglicherweise steckte die Energie noch in ihm.

Ich hob es an.

Es war leicht, längst nicht so schwer wie ein normales. In seiner ursprünglichen Größe war die Haut dünn und gleichzeitig durchsichtig gewesen.

Auch jetzt konnte ich noch hineinschauen, denn bereits aus einer gewissen Entfernung hatte ich die Schatten gesehen, wie sie sich in ihrem Gefängnis bewegten.

Schatten?

Ich kam mir vor wie jemand, der den Grundstein des Lebens in den

Händen hielt, denn das waren keine Schatten, die sich innerhalb der Hülle bewegten, auch wenn sie schattenhaft aussahen.

Gesichter!

Geisterhafte, bleichgraue Gesichter bewegten sich lautlos von einem Ende zum anderen. Sie blieben nie gleich, denn bei ihrer Reise durch das jetzt normal gewordene Ei legten sie eine genügend große Strecke zurück, um sich ständig verändern zu können.

Die Gesichter faszinierten mich und stießen mich gleichzeitig ab. Sie waren nicht alle fremd, denn ein Gesicht, das einer Frau gehörte, kannte ich.

Ich hatte die Person als Tote gesehen. Eine ältere Frau, die auf dem Stuhl in ihrer Küche saß, blutleer, eine körperliche Hülle, das war alles.

Alma Prentiss, die Mutter derjenigen Person, die sich mit dem Oval sehr verbunden fühlte.

Um sie hatte sich alles gedreht. Jade Prentiss war überhaupt der springende Punkt gewesen.

Sie befand sich ebenfalls in meiner Nähe. Ich hatte mitbekommen, dass sie zu Boden gefallen war, als ich die Aktivierungsformel gesprochen hatte.

Ich sah die Menschen als Schatten, als Geister. Und ich sah, dass sie fast so aussahen wie früher, nur waren sie jetzt zu feinstofflichen Wesen geworden.

Geister…

Ich zählte nach. Die Frau kannte ich. Auch die feinstofflichen Körper dreier Männer bewegten sich von einem Ende des Eis zum anderen oder schafften es, sich in die Höhe zu drücken und dicht an der Oberfläche entlangzugleiten.

Mit dem Flüssigen Leben hatte dies nichts mehr zu tun. Davon ging ich zunächst aus, dachte wieder an Nadine und daran, dass ich die Schuld dafür trug, dass die Verbindung möglicherweise unterbrochen worden war und sie für alle Zeiten als Blutsaugerin durch die Welt irren würde.

Ich fühlte mich in diesen Augenblicken überhaupt nicht gut. Dabei wusste ich nicht, wie ich mir vorkommen sollte. War ich ein Verlierer oder trotz allem noch ein Gewinner?

Ich drehte mich sehr langsam um und ging mit müde wirkenden Schritten dorthin, wo mein Freund und Kollege Suko wartete, zusammen mit den Männern, die als Wachen aufgestellt worden waren, um einen gefährlichen Mörder zu fangen.

Einer von ihnen war hier auf der Lichtung unter den alten Ulmen gestorben. Der Mann hatte versucht, das damals noch große Ei mit einer Baumsäge zu zerschneiden, was ihm nicht gelungen war, denn die magische Kraft war stärker gewesen. Sie hatte das Blut aus dem

Körper des Mannes gerissen und ihn als Hülle auf dem Boden liegend zurückgelassen.

Ich passierte den Toten, nickte den anderen Aufpassern zu, die nicht in der Lage waren, auch nur einen Laut von sich zu geben, und blieb schließlich vor Suko stehen.

Auch er brauchte mich nicht anzusprechen. Das normal große Ei in meiner rechten Hand sagte genug.

»Und Jade?« murmelte ich.

»Sie lebt nicht mehr.«

Ich nickte. Die Frau lag auf dem Gesicht. Sie bot einen furchtbaren Anblick, denn es gab keine Stelle ihres Körpers, die nicht mit Blut bedeckt gewesen wäre.

Sie hatte mit dem magischen Oval in einer unmittelbaren Verbindung gestanden und hatte zusätzlich den Preis dafür bezahlen müssen. Sie konnte nicht mehr leben.

»Wie lautet deine Erklärung?« fragte Suko.

»Ich habe keine.«

»Dann bist du nicht besser dran als ich.«

Beide hoben wir die Schultern. Ich zeigte ihm noch einmal das Ei.

»Schau genau hin, Suko, der Fall ist noch nicht beendet. Ich bin davon überzeugt, dass dieses Flüssige Leben auf irgendeine Art und Weise auch weiterhin existiert, nur müssen wir uns mit den neuen Tatsachen abfinden und wahrscheinlich umdenken.«

Suko schaute mich spöttisch an.

»Das ist keine Erklärung, John, und das weißt du selbst.«

»Hast du eine bessere?«

»Nein.« Er räusperte sich. »Soll ich dich noch nach Nadine Berger fragen?«

»Bitte nicht.«

»Das dachte ich mir.« Er ließ mich stehen und ging quer über die kleine Lichtung. Wo er hinwollte, wusste ich. Von seinem BMW aus würde er die Kollegen alarmieren. Diesmal hatte die Mordkommission sehr viel zu tun.

Da war einmal Alma Prentiss, dann der Mann, den wir tot auf der Straße hatten liegen sehen und dieser Waldarbeiter, der es mit der Säge versucht hatte.

Drei blutleere Tote…

Eine Vorstellung, die bei einem normalen Menschen den Verstand durcheinanderbrachte. Und den Zeugen in meiner unmittelbaren Nähe erging es kaum anders.

Sie sahen so bleich aus wie ihre eigenen Leichen. Es war keiner dabei, der sich rühren konnte. Der Schock hatte sie sprachlos werden lassen.

Sie vermieden es auch, auf die tote Jade Prentiss zu schauen, über

die Nebelschwaden hinwegzogen wie bleiche Leichentücher, als wollten sie die Tote einpacken. Irgendwo stimmte hier alles an diesem verdammten Tag, sogar das äußerliche Erscheinungsbild. Kein Regisseur hätte es besser in Szene setzen können.

Der blonde Mann, der Jimmy hieß und so etwas wie ein Anführer war, sprach mich an. »Was sagen Sie denn dazu, Mister? Sie… Sie sind doch Polizist.«

»Aber ich bin nicht allwissend.«

»Aber Sie haben es nicht geschafft.«

»Das stimmt, Mister. Ich habe nicht alles geschafft. Aber wir haben den Schaden begrenzen können.«

Das wollte er mir nicht abnehmen, denn er schaute mich an, als hätte ich ihn angelogen. »Wieso das denn? Wieso haben Sie den Schaden begrenzen können?«

»Das will ich Ihnen sagen. Sie und Ihre beiden Freunde leben noch. Wären wir nicht gekommen, würden Sie ebenfalls als blutleere Leichen hier liegen.«

Jimmy schluckte. Dann drehte er sich um, ging mit torkelnden Schritten weg und musste sich im nebelverhangenen Gebüsch übergeben. Ich bückte mich, denn ich wollte sehen, was mit Jade Prentiss geschehen war. Ich stellte weder Puls- noch Herzschlag fest. Es war auch nur eine kurze Überprüfung zur Sicherheit gewesen.

Die genauen Zusammenhänge waren mir nicht bekannt. Ich wusste jedoch, dass sie das Ei gefunden und ihrem Bruder Larry, der in London lebte, davon berichtet hatte. Larry war mit mir zusammengerasselt. Er gehörte zu den Ganoven, die im Auftrag eines Bosses Geschäftsleuten, die kein Schutzgeld zahlen wollten, die Läden zerschlugen. Bei einem dieser Angriffe war ich zufällig dabei gewesen und hatte Larry stoppen können. Zwei Kugeln hatten ihn erwischt, nicht lebensgefährlich, und im Vertrauen auf seine Schwester Jade und deren Fund hatte er mir von dem Flüssigen Leben berichtet, über das Jade angeblich verfügte.

Das war natürlich die Spur für Suko und mich gewesen. Von London aus waren wir nach Sussex gefahren und hatten erfahren, dass es bereits einen blutleeren Toten gegeben hatte.

Und wir waren auf Jade Prentiss getroffen, die sich zunächst so harmlos gab, sich später jedoch als gefährliche Mörderin herausgestellt hatte, wobei ich ihr nicht einmal direkt die Schuld gab, denn sie hatte unter dem Einfluss des lichterfüllten übergroßen Ovals gestanden, das jetzt seinen Platz in meiner Jackentasche gefunden hatte.

Ich drehte mich wieder und stand auf. Jade Prentiss war nicht mehr zu helfen. Aus dem Gebüsch kehrte der Mann namens Jimmy zurück. Er wollte von mir eine Antwort, als er fragte: »Ist das jetzt alles vorbei,

Mister?«
Ich nickte. »Das hoffe ich. Jedenfalls wird sie keine Schwierigkeiten mehr machen.«
Damit hatte ich Jade gemeint, und die Männer bekamen eine Gänsehaut. Noch im Nachhinein konnten sie kaum fassen, was geschehen war.
»Sie kam mit dem Wagen. Keiner von uns schöpfte Verdacht.« Jimmy flüsterte nur. »Dann aber wurde es schlimm…«
Suko kehrte zurück. Seine Gestalt löste sich aus den über der kleinen Lichtung hängenden Nebelschwaden. Als er vor mir stehenblieb, atmete er zunächst tief ein.
»Was ist?«
»Man wollte mir kaum glauben. Es hat mich Mühe gekostet, die Kollegen zu überzeugen.«
»Das nehme ich dir unbesehen ab.«
»Sie werden kommen. Ich habe ihnen gesagt, dass wir warten. Fragt sich nur, was wir machen, wenn alles vorbei ist. Der Fall selbst ist damit noch nicht erledigt.«
»Stimmt.«
»Wo setzt du an?«
»Ich weiß es nicht, Suko.«
»Danke, das hätte ich dir auch sagen können. Hast du nicht von Larry Prentiss erzählt?«
»Schon, aber er wird kaum etwas wissen.«
»Wir sollten ihn trotzdem fragen.«
»Und uns zuvor bei der Familie Prentiss hier umschauen. Wir durchsuchen das Haus. Vielleicht entdecken wir dort eine Spur. Außerdem muss das Ei irgendwoher gekommen sein. Von Larry Prentiss wissen wir, dass seine Schwester es im Wald gefunden hat. Ich frage mich natürlich, wer es zurückgelassen hat?«
Suko hob die Schultern. »Ein Außerirdischer«, meinte er mit spöttisch klingender Stimme.
»Das wäre die letzte Möglichkeit.«
»Warum, John? Blut und Licht? Passt das nicht irgendwie zusammen? Hatten wir nicht schon einmal mit einem Sternenvampir zu tun gehabt?«
»Ja, Arcon.«
»Eben.«
»Das ist vorbei und vergessen.« Ich wollte das nicht akzeptieren, obwohl ein leiser Zweifel blieb.
Jimmy kam zu uns. Er hatte einen Teil der Unterhaltung mitbekommen.
»Sie zerbrechen sich den Kopf über die Gründe, nicht?«
»Leider.«

»Ich kann Ihnen da auch nicht helfen, obwohl…« Er schwieg und kratzte über seine Stirn, wo der Daumennagel in der Haut eine schmale Falte hinterließ.
»Was wollten Sie noch sagen?«
»Nun ja…«, er lachte etwas unsicher. »Jede Gegend in England hat ihre Geschichte, auch wir machen da keine Ausnahme, Sir.«
»War hier etwas?« fragte Suko.
»Das ist aber vorbei.«
»Erzählen Sie trotzdem.«
Er suchte nach Worten. Wir ließen ihm Zeit und hörten dann, dass es hier mal einen Arzt gegeben hatte.
»Wie hieß der Mann?« fragte ich.
»Dr. Sheldon Drake!«
Ich hob die Schultern. »Nie gehört. Du etwa, Suko?«
»Nein, auch nicht. Aber was war mit dem Dr. Drake?«
»Die Leute hatten Angst vor ihm. Er war ihnen nicht ganz geheuer. Er galt als Privatgelehrter.«
»Ach ja?«
»Genau, Sir. Der Mann hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen, um seine Forschungen zu aktivieren.«
»Empfing er Patienten?«
»Zu Beginn schon. Dann aber kam niemand. Man traute sich nicht zu ihm, wenn Sie verstehen.«
»Nicht direkt«, lächelte ich.
»Sie hatten Furcht vor ihm. Er… er hat immer komische Andeutungen gemacht. Außerdem ließ er sich tagsüber nicht blicken. Sein Freund war die Nacht, das hat er selbst gesagt.«
»Wunderbar. Ein Arzt, der nur in der Nacht praktiziert, wenn überhaupt. Wo finden wir ihn denn?«
Jimmy schaute mich an, als hätte ich ihn etwas Schlimmes gefragt.
»Woher soll ich das wissen?«
»Dann lebt er nicht mehr hier?«
»Nein, er verschwand.«
»Das ist schlecht«, murmelte ich.
»Moment noch«, sagte Suko. »Wenn jemand verschwindet, gibt es immer Gerüchte, nicht wahr?«
»Meistens.«
»Gab es die auch bei Sheldon Drake?«
»Schon…«
Mein Freund lächelte. »Wie ich Sie kenne, haben Sie die Gerüchte sicherlich nicht vergessen.«
»Man sprach vom Ausland.«
»Das ist fast die ganze Welt.«
Er wand sich wie ein Fisch auf dem Trockenen. »Mich dürfen Sie da

nicht fragen. Ich habe mich um so etwas nicht gekümmert.«
»Kennen Sie denn jemand, der mehr darüber weiß?«
»Meine Frau Dinah möglicherweise.«
»Gut, dann werden wir mit ihr reden.«
»Das ist auch besser.« Jimmy wirkte sehr erleichtert, weil wir ihn in Ruhe lassen würden.
Außerdem trafen sehr bald die Kollegen der Mordkommission ein. Für diese Leute war es nicht zu fassen. Kraft meines Sonderausweises besaß ich Weisungsbefugnis, die ich nur selten einsetzte. Hier aber konnte ich nicht anders.
Außerdem führte ich Gespräche mit London und bat unseren Chef, Sir James, nach einem gewissen Sheldon Drake zu forschen. Unser Chef versprach, das Beste zu tun.
Wir aber blieben noch in Sussex und durchsuchten auch das Haus der Familie Prentiss.
Es gab keinen Hinweis auf das ungewöhnliche Oval und leider auch nicht auf einen Sheldon Drake.
Suko schlug vor, sich mit Larry Prentiss in Verbindung zu setzen. »So schwer ist er doch nicht verletzt, meine ich.«
»Dann ruf mal im Krankenhaus an.«
»Okay.«
Ich stand mit dem Chef der Mordkommission zusammen, der durch das schreckliche Geschehen sprachlos geworden war. Jedenfalls konnte er mir keinen Hinweis liefern.
»Kennen Sie einen Dr. Drake?«
Der Mann zeigte sich überrascht. »Ja, den Namen habe ich gehört. Was wollen Sie mit dem?«
»Er ist verschwunden.«
»Zum Glück, Mr. Sinclair. Das war ein Spinner, ein Idiot und Scharlatan. Der war grauenhaft, der hat seine Patienten zum Schluss nur noch in der Nacht behandelt, wenn überhaupt.«
»Über den Grund wissen Sie nichts?«
»Nein.«
»Hatten Sie denn mit ihm beruflich zu tun?«
»Auch nicht.«
»Jedenfalls waren die Menschen von ihm nicht gerade begeistert, nehme ich an.«
»Da haben Sie recht.«
Der Knabe fiel mir auf die Nerven. »Meine Güte, werden Sie mal deutlicher.«
»Das kann ich nicht. Ich als Polizist kann nichts um Weibergeschwätz geben.«
»Hören Sie zu. Ob es Weibergeschwätz ist, möchte ich mal dahingestellt sein lassen. Dieser Sheldon Drake hat hier in der Gegend

gelebt. Ich will wissen, wo das war!«

»Ungefähr drei Meilen von hier, in einem einsam gelegenen Haus.«

»Ist es wieder bewohnt?«

»Ich glaube nicht. Da wollte keiner hin. Denen war es einfach zu unheimlich.«

»Können Sie mir den Weg beschreiben?«

Er glotzte mich an, schluckte, glotzte wieder und fragte flüsternd: »Wollen Sie etwa…?«

»Ja, ich will mich dort umsehen.«

Er fing an zu lachen. »Das ist Unsinn, Sie…«

Suko kehrte zurück. An seinem Gesichtsausdruck erkannte ich, dass etwas passiert war.

»John, es geht weiter«, sagte er.

»Wieso?«

»Unser Freund Larry Prentiss ist aus dem Krankenhaus verschwunden. Es gelang ihm, trotz seiner Verletzungen zu fliehen.«

Für einen Moment schloss ich die Augen und erinnerte mich wieder an die Szene im Geschäft der Strelas. Ich hatte zweimal auf den Mann gefeuert.

Beide Treffer waren Streifschüsse gewesen, nicht lebensgefährlich, und ich fragte mich, wo er wohl hingewollt hatte. Die gleiche Frage stellte sich auch Suko.

»Wir sollten noch etwas bleiben, John. Möglicherweise erleben wir eine Überraschung.«

»Du rechnest damit, dass er seine Schwester besuchen will?«

»In den Londoner Gangsterkreisen wird er kaum untertauchen, wie ich ihn kenne.«

Ich nickte und wollte etwas sagen, als Jimmy, der sich ebenfalls in der Nähe befand, an uns herantrat und erst eine Entschuldigung vorbrachte, dass er gelauscht hatte.

»Macht nichts. Was gibt es denn?«

»Ich habe den Namen Larry Prentiss gehört. Soviel ich weiß, muss Larry Prentiss mit Dr. Sheldon Drake bekannt gewesen sein. Wenigstens hat man sich das erzählt.«

Wir starrten ihn beide an und schlugen auch gemeinsam auf seine Schultern. »Das ist gut, Jimmy«, sagte Suko. »Das ist sogar super. Ich glaube, wir müssen uns bei Ihnen bedanken.«

Jimmy schüttelte den Kopf, denn er verstand die Welt nicht mehr…

***

Es war schon Mitternacht, als wir uns auf den Weg gemacht hatten. Eine Geisterstunde inmitten der Dunkelheit und des dichten Nebels. Nichts für ängstliche Gemüter, doch wir sahen es nicht so eng. Wir ärgerten uns nur darüber, dass wir im Schritt fahren mussten, denn

die dicke, dunkelgraue Brühe war wie klebriger Leim, die uns nie loslassen wollte.

Natürlich gingen wir allein unserem Gefühl nach, aber dieser Dr. Drake ließ uns einfach nicht los. Viel Rätselhaftes war über ihn erzählt worden.

Was davon stimmte oder nicht, wusste keiner von uns. Wir hofften, in seinem verlassenen Haus etwas herauszubekommen.

Manchmal haben auch wir Glück. So erging es uns in dieser Nacht mit dem Nebel. Als wir eine bestimmte Gegend erreichten, da löste sich die dichte Wand auf. Sie bekam zunächst Löcher wie ein alter Flickenteppich, bevor der leichte Wind es schaffte, die Schwaden vollends zu vertreiben.

Nur noch dünner Dunst blieb zurück, ansonsten war es so klar geworden, dass wir den Himmel sehen konnten mit seinen dicken Wolkenbergen, die wie wuchtige, aufgeblähte Kissen unter dem Firmament lagen.

Der Beschreibung nach mussten wir uns auf der richtigen Straße befinden. Das alte Haus, in dem der Arzt residiert hatte, sollte auf der linken Seite liegen.

Bisher hatte ich nichts entdecken können. Ein paar Lichter in der Ferne, ansonsten säumten Buschwerk und Bäume die Straße, ein völlig harmloses und normales Bild eben.

Suko musste etwas von seinem Humor hörbar an mich weitergeben.

»Vielleicht haben sie den Bau schon abgerissen.«

»Klar, die wussten, dass du auf dem Weg bist.«

»Was soll das heißen?«

»Da verziehen sich selbst die Ratten.«

»Falls welche zwischen den Mauern lebten.«

Ich reckte mich und ließ die Scheibe nach unten fahren. Die frische Luft verteilte sich im Wagen.

Lange würden wir nicht mehr fahren müssen, davon ging ich aus. An manchen Stellen war der Himmel wolkenfrei. Außerdem hatte die Temperatur zugenommen, es war wärmer geworden, der Wetterumschwung lag in der Luft.

Mir war Kälte lieber.

Und dann entdeckte ich die Umrisse. Es sah tatsächlich aus wie eine Ruine. Das konnte auch an der Entfernung und an der Dunkelheit liegen, denn die Konturen zeigten sich schattenhaft versetzt.

Auf meine Bitte hin schaltete Suko das Fernlicht ein. Die bläulichweißen Lichtstreifen durchbrachen die Finsternis und streiften auch am Wegesrand entlang.

Gespenstisch bleich wirkte das Buschwerk, das sich in der Nähe des Hauses verdichtete und zu einem regelrechten Wall wurde. Es stand nicht direkt an der Straße. Wir mussten schon einige Schritte durch

eine gewachsene Unkrautwildnis laufen, um den Eingang zu erreichen.
Vor dem Haus stiegen wir aus. Suko schaute sich um, während ich mich schon in die Wildnis hineindrängte und so etwas wie einen Pfad fand, der im Laufe der Zeit allerdings zugewuchert war.
Hier Spuren zu finden war so gut wie unmöglich. Man hatte das Gebäude vergessen. Es stand unbewohnt da und wirkte sehr abweisend auf uns.
Neben der Tür ragten zwei Säulen hoch, die auf mich den Eindruck steinerner Wächter machten. In der Dunkelheit sahen sie aus, wie mit schwarzer Farbe bestrichen.
Hinter mir hörte ich Sukos Schritte, drehte mich um und schaute in sein fragendes Gesicht.
»Nichts gefunden.«
»Kommen wir rein?«
Ich nickte, obwohl ich mir nicht sicher war. Der Druck mit der Hand gegen die Tür ließ sie nach innen schwingen. Die Geräusche hätten in einen Thriller gepasst. Das Knarren der Angeln hörte sich an, als würde jemand unter schrecklichen Qualen leiden.
Etwas huschte mit glühenden Augen an uns vorbei und verschwand raschelnd im Unterholz, eine schwarze Katze!
Sehr vorsichtig gingen wir weiter.
Wer immer hier gelebt hatte, er hatte sein. Domizil jedenfalls verlassen, ohne irgend etwas mitzunehmen.
In der dielenartigen Halle standen die dunklen Stühle mit den hohen Lehnen dicht an der Wand und wie aufgereiht. Suko schüttelte den Kopf.
»Das ist schon ein ungewöhnliches Wartezimmer, finde ich.« Er bewegte seine rechte Hand, in der er die kleine Lampe hielt, und ließ den Strahl durch den Staub, die Spinnweben und über die kahlen Wände wandern, an denen kein Bild hing.
Als ich weiterging, knirschte unter meinen Schuhen der Dreck. Dieses Haus wirkte so verlassen, dass man gar nicht erst auf den Gedanken kam, auch andere Räume zu untersuchen.
An der linken Seite führte eine Steintreppe in die Höhe. Ich blieb vor der ersten Stufe stehen. »Ob dieser Drake dort oben seine Praxis gehabt hat?«
»Kann sein.«
»Wartest du hier, Suko?«
»Okay.«
Ich ging hoch. Auf dem Geländer lag der Staub ebenfalls wie hingepinselt. Die Fenster wirkten wie Luken. Es war kühl. Ich kam mir vor, als wäre ich von der Kälte regelrecht umklammert worden.
Einen Hinweis auf Dr. Drake und seine Tätigkeit hatte ich auch nach einigem Suchen nicht gefunden. Das Haus war von unten bis oben

verlassen und würde bald überwuchert sein.
Auf eine Praxis deuteten auch die oberen Räume nicht hin. Sie waren klein, kalt und ungemütlich.
Als ich wieder zu meinem Freund zurückkehrte, erwartete dieser mich mit angehobenen Schultern. »Außer Spesen nichts gewesen - oder?«
»So ist es.«
»Aber ich habe mich umgeschaut.«
»Auch was gefunden?«
»Dieses Haus hat auch einen Keller.«
»Wie schön. Warst du unten?«
»Das wollte ich mit dir zusammen.«
»Klar, einer muss dich beschützen.« Obwohl wir relativ leise sprachen, klangen unsere Stimmen laut. Es gab kaum etwas, das den Schall geschluckt hätte.
In den Keller führte eine breite Treppe. Und hier genau auf der vierten Stufe erwischte es mich. Ich blieb stehen und streckte die Hand seitlich aus.
»Was hast du?« flüsterte Suko hinter mir.
»Ich weiß es nicht genau. Nur das Gefühl, in eine andere Welt hineinzusteigen.«
»Klar, in den Keller.«
»Das auch.«
Vorsichtiger als zuvor ging ich weiter. Über uns klebten die Spinnenweben. Einige hingen so weit nach unten, dass sie wie Wattefäden durch unsere Gesichter strichen.
Als Mensch konnte man sich in einer derartigen Umgebung nicht wohl fühlen, als Vampir allerdings. Und genau dieser Verdacht war eben so blitzartig über mich gekommen. Diese unter und vor uns liegende schweigende Welt wäre für einen Blutsauger ideal gewesen.
Die Treppe schlug einen Bogen nach rechts. Im Licht der Lampen glänzten die Stufen blank und ebenso der Steinboden vor der Treppe, der den großen Kellerraum ausfüllte.
Es gab keine Räume, keine Verliese, keine Nischen, nur eben diesen einen Raum.
Und in seiner Mitte stand die Schlaf statte eines Vampirs. Es war ein schwarzer Sarg!

***

Wir gaben beide keinen Kommentar ab. Nur das Licht der Lampen traf den Sarg und ließ ihn derartig glänzen, dass er fast wertvoll erschien. Er war geschlossen, der Deckel lag fugendicht auf dem Unterteil, und der Sarg wirkte auf uns wie eine finstere Drohung.
Es vergingen vielleicht zehn Sekunden, bis ich den Kopf drehte und

zu Suko schaute. »Dein Kommentar?«
»Ich schätze, wir sind richtig.«
»Das meine ich auch. Fragt sich nur, ob sich unser Dr. Drake hier versteckt hält.«
»Warum sollte er? Wenn er ein Vampir ist, dann braucht er ihn nur am Tag, nicht in der Nacht. Da kann er auf Blutsuche gehen. Ich rechne damit, dass der Sarg leer ist.«
»Wir werden es bald feststellen.«
Noch leiser gingen wir die restlichen Stufen nach unten. Es herrschte eine unheimliche Atmosphäre. Allein durch die Mischung der tiefgrauen Dunkelheit, die nur von unseren Lampenstrahlen aufgerissen wurde, entstand ein Gemisch aus starren Schatten und ebenfalls starren, hellen Bahnen.
Der Sarg war nicht der einzige Gegenstand in dem Keller. In einer entfernten Ecke entdeckten wir einen kleinen Sekretär aus ebenfalls dunklem Holz.
Uns fiel auf, dass der Boden hier unten kaum von einer Staubschicht bedeckt war. Er wirkte, als wäre hier vor einigen Stunden eine Putzfrau gewesen, die alles gereinigt hatte.
Der Sarg, der Schreibtisch, das nackte Gestein des Kellers, das war wie eine makabre, willkürlich zusammengestellte Performance, wo das eine nicht zum anderen passte.
»Bleib du am Sarg«, bat ich Suko. »Ich möchte mir mal den kleinen Schreibtisch ansehen.«
»Okay.«
Schon glitt der Lichtarm über das dunkle Holz und erreichte auch die kleinen Schubladen, mit denen der Schreibtisch bestückt war. Um sie zu öffnen, musste ich an dunklen Knöpfen ziehen. Ich war etwas in die Knie gegangen und hörte dem Schaben zu, das entstand, als ich die erste Lade aufzog.
Sie war leer bis auf den Staub. Bei den anderen erging es mir ebenso.
Als ich die linke Reihe durch hatte, kümmerte ich mich um die rechte Reihe. Auch dort fand ich in den ersten nichts, bis ich an die letzte Lade geriet. Sie klemmte noch stärker, ich gab nicht auf, zerrte - und schaute auf das weiße Papier, das zusammengefaltet in der Lade lag. Eine Botschaft?
Suko musste an meiner Reaktion bemerkt haben, dass mir ein Fund gelungen war.
»Hast du was, John?«
Ich holte das Papier mit spitzen Fingern heraus und hielt es hoch. »Das lag hier.«
Suko kam zu mir. Er leuchtete die weiße Fläche an und schüttelte den Kopf. »Sieht ziemlich neu und frisch aus, John. Wie für uns geschaffen.«

»Vielleicht ist es sogar für uns.«

»Dann schau mal nach.«

Es knisterte überlaut, als ich das zusammengefaltete Papier wieder auf die normale DIN-A4-Größe brachte. Eigentlich hatten wir mit einer Nachricht gerechnet, statt dessen schauten wir auf eine Bleistift-Zeichnung, die das Gesicht einer Frau zeigte.

Um das Bild besser erkennen zu können, glättete ich das Papier und hielt es anschließend gegen Sukos Lampenstrahl.

»Da - wer ist das?«

Er konnte besser sehen. Aus meinem Blickwinkel fiel noch ein Schatten auf die Zeichnung.

Ich hörte ihn räuspern. »Verdammt, John, willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, wieso?«

»Dann schau mal genau hin.«

Ich hob die Schultern, schüttelte den Kopf und wollte schon eine Bemerkung loslassen, als ich mich näher um das Bild kümmerte. Plötzlich lag der Fels in meinem Magen. Ich wunderte mich darüber, dass Suko noch so beherrscht hatte sein können. Was ich jetzt fühlte, war der gleichzeitige Druck und die absolute Leere.

Die Zeichnung zeigte das Gesicht einer Frau, auch wenn dieses leicht verfremdet war. Zu erkennen war sie trotzdem, denn ich starrte gegen die Gesichtszüge der Nadine Berger…

***

Der Druck hinter den Augen fühlte sich an, als würden mir Tränen hervorschießen. Meine Kehle war trocken, über den Rücken rann es heiß und im nächsten Moment kalt. Schreckliche Bilder entstanden vor meinen Augen, die sich nicht klärten, sondern zu einer dicken Soße verschwammen.

»Sie ist es!« hörte ich Suko sagen.

Ich hatte die Zeichnung in die Hände genommen. Ihr Zittern übertrug sich auch auf das Blatt Papier. Ich konnte einfach nicht anders handeln und auch nicht überlegen. Sehr bald schon verschwammen die Umrisse, ich musste über meine Augen wischen und merkte kaum, dass Suko das Papier an sich nahm, es zusammenfaltete und in seine Tasche steckte.

»Jemand hat gewusst, dass wir kommen würden, John…«

Ich gab keine Antwort. Mein Blick war ins Leere gerichtet, und ich bewegte die Lippen, ohne zu sprechen. Plötzlich war mir kalt. Diese Kälte lag wie Ruß auf meiner Haut.

Ja, jemand musste es gewusst oder zumindest geahnt haben. Und dieser Jemand wusste auch, dass wir Nadine Berger suchten.

»Ist Mallmann denn überall?« fragte Suko leise.

Ich hob die Schultern. »Nein, nicht er.«
»Wer dann?«
»Er hat Helfer, Suko. Er hat uns versprochen, ein Netz zu knüpfen, eine Art Armee aufzubauen, und an dieses Versprechen wird er sich auch halten, verdammt.«
»Kann sein.«
Ich legte den Kopf zurück und schaute gegen die Decke, als würde sich dort die Lösung abzeichnen. »Dr. Sheldon Drake«, murmelte ich, »er ist derjenige, der für Mallmann hier die Stellung gehalten hat. Dessen bin ich mir sicher.«
»Wenn das stimmt, hat Mallmann auch eine Verbindung zu dem Gegenstand geschaffen, der Blut aussaugte.«
»Nur haben wir ihm den zerstört.«
»Nein, John, verkleinert. Er ist noch nicht zerstört und deshalb ein Trumpf in der Hinterhand, auf den wir verdammt gut achten sollten, finde ich.«
»Klar.« Ich strich mit der Hand über die Schreibtischplatte, wollte eigentlich an so vieles denken, nur schaffte ich es nicht, meine Gedanken unter Kontrolle zu bekommen. Dass wir als fremde Personen in ein Spiel eingebrochen waren, stand für mich fest. Nur konnte ich nicht sagen, um welches es sich dabei handelte.
»Dieses ungewöhnliche Blutei, Dr. Sheldon Drake und Will Mallmann. Das sind unsere drei Anlaufpunkte, John.«
»Wobei wir bei zweien nicht wissen, wo sie sich befinden.«
»Das bekommen wir heraus. Man hat nicht grundlos diese Spur hier gelegt. Man will uns locken, das ist klar.«
»Nur steht das Ziel nicht fest.«
»Und was hältst du vorläufig davon?« fragte Suko. Er hatte den Arm ausgestreckt und deutete auf den schwarzen Sarg, dieses unheimliche Prunkstück inmitten des Kellers.
Ich starrte ihn an. »Wenn wir ihn öffnen, Suko, und er besetzt ist, wer könnte darin liegen?«
»Bestimmt nicht Nadine.«
»Was macht dich so sicher?«
»Wir werden schauen.« Suko wollte sich in Bewegung setzen, ich aber hielt ihn fest.
»He, was ist?«
»Der Deckel, Suko«, sagte ich mit kaum hörbarer Stimme. »Er… er hat sich bewegt.«
»Wie?«
»Schau mal.«
Das Schweigen lag wie ein dicker Schlamm um uns herum. Er hüllte uns ein, es schien die Geräusche verschlucken zu wollen, bis auf das leise Schaben, das entstand, als die beiden Teile übereinander

schleiften.

Suko informierte mich nicht, er handelte auf eigene Faust und ging zwei Schritte zur Seite.

Dann erst blieb er stehen.

Ich ließ meine Rechte in Richtung Beretta gleiten. Wenn ein Vampir aus dem Sarg stieg, konnte er durch eine Silberkugel vernichtet werden.

Aber was würde geschehen, wenn Suko mit seinem Verdacht unrecht hatte und Nadine Berger die Totenkiste verließ?

Davor bekam ich Angst.

Dann ging alles blitzschnell.

Der Deckel bewegte sich zwar noch, allerdings nicht mehr schabend. Mit einem gewaltigen Stoß wurde er in die Höhe gewuchtet. Er schuf Platz für die Person, die mit einem irren Lachen den Sarg verließ und sich gleichzeitig in einen schießenden Teufel verwandelte.

Es war Larry Prentiss!

***

Einige Hundert Meilen entfernt, in einem Land, das in den letzten Monaten das bekommen hatte, was ihm schon lange zustand.

Die Vereinigung! Aus der Bundesrepublik und der DDR war wieder ein Land geworden. Die meisten Menschen freuten sich darüber, obwohl die turmhohen Probleme nicht zu übersehen waren.

Doch da würde die Zeit viele Wunden heilen.

Das hofften die Politiker, das hofften die Lenker der Wirtschaft, doch am meisten hofften es die kleinen Leute, die oft genug in den Himmel schielten, um ihn zu entdecken. Es war nicht immer möglich, denn vor ihm lag eine Wolke aus Schmutz und Staub, besonders schlimm in der Gegend um Leipzig.

»Dreck, Dreck, Dreck!« sagte auch der Mann, der in seinem Büro hockte und mit der Handfläche über den Schreibtisch strich, um ihn von Staub und Ruß zu säubern, der sich wieder angesammelt hatte, obwohl die Fenster geschlossen waren.

Darauf konnte man sich auch nicht verlassen. Die Dinger waren alt, die Holzrahmen sahen aus, als würden sie jeden Moment zusammenfallen.

Es glich einem Wunder, dass die Scheiben noch festgehalten wurden.

Stürme würden sie nicht mehr überleben.

Der Mann, der an diesem Morgen seinen Schreibtisch »geputzt« hatte, stand auf, drehte sich und ging zum Fenster. Er öffnete es nicht, auch so sah er den grauen, regenschwarzen Himmel, der wieder eine gelbliche Farbe bekommen hatte, weil die Schornsteine ungefiltert ihren Dreck ausstoßen konnten.

Der Mann war Kommissar, das Fenster gehörte zu seinem Büro, und

den Ausblick zählte er auch dazu. Er hieß Harry Stahl, hatte das graue Haar modisch kurz geschnitten, trug einen flotten Cordanzug und dazu ein Jeanshemd.

Es kam selten vor, dass er Zeit hatte, so in den Himmel zu starren, denn die letzten Monate waren mehr als hektisch gewesen. Da war sogar seine sonst natürliche Bräune aus dem Gesicht verschwunden, und in die Wangen hatten sich Sorgenfalten eingegraben.

Mit der Freiheit war auch das Verbrechen sichtbar nach Ostdeutschland gekommen.

Die Überfälle hatten zugenommen, es hatte häufiger Diebstähle gegeben, auch Morde, und die früher so gelobte Solidarität brach an gewissen Stellen einfach zusammen.

Die Polizei musste Überstunden einlegen, und auch ein Kommissar Stahl kam daran nicht vorbei.

Dabei hätte er sich lieber mit anderen Dingen beschäftigt, denn vor einigen Monaten hatte er, zusammen mit einem Kollegen aus London einen Fall erlebt, der für seine weitere Zukunft hatte entscheidend werden sollen. Es ging um den Leichenfürst von Leipzig. Zum ersten Mal war Harry Stahl bewusst geworden, dass es Gebiete und Mysterien gab, von denen er bisher nichts gehört hatte.

Aber er war fasziniert gewesen, hatte sich mit John Sinclair und dessen Kollegen Suko auf Anhieb verstanden und sich sehr dafür eingesetzt, die Position zu übernehmen, die einstmals ein BKA-Kommissar namens Mallmann innegehabt hatte.

Er wollte in Deutschland die Augen offenhalten und Sinclair über gewisse Vorgänge berichten, die von den normalen Beamten nicht zu lösen waren. Mit den zuständigen Stellen im Westen war er klargekommen, nur wusste Harry Stahl nicht, ob die ihn ernst nahmen oder belächelten, denn Informationen hatte er von den neuen Kollegen bisher noch nicht bekommen. Nicht einmal einen Anruf.

Und das ärgerte ihn, denn er kam sich vor wie jemand, den man auf einer Insel abgesetzt hatte und der dort vergessen worden war. Von John Sinclair und dessen Kollegen Suko hatte er ebenfalls in den letzten Monaten nichts gehört, bis auf eine sehr wichtige Tatsache. Sie hatten ihm eine Beretta mit geweihten Silberkugeln geschickt, eine erste Waffe im Kampf gegen das Böse.

Nur war Harry Stahl noch nicht dazu gekommen, sie einzusetzen, was er als ärgerlich empfand.

Statt dessen hatte er sich mit zwei Mordfällen herumschlagen müssen, deren Spuren ins Stasimilieu führten und dort in einem Sumpf endeten, den Harry Stahl nicht austrocknen konnte, weil die alten Spezies noch vorhanden waren und eine Krähe der anderen kein Auge aushackte. Das galt auch für den KGB, der im Hintergrund die Fäden zog. Jedenfalls hatte er die Morde nicht aufklären können, was ihn

persönlich frustrierte.

Sein Vorgesetzter hielt sich aus allem heraus. Der Mann wusste nicht, ob er wegen seiner nicht ganz lupenreinen Vergangenheit nicht irgendwann abgesetzt wurde. Deshalb hielt er sich aus allem heraus, war freundlich, was man von ihm früher nicht gekannt hatte, und ließ ansonsten den lieben Gott einen guten Mann sein.

Auch an diesem Tag hatte Harry Stahl wieder der große Frust überkommen. »Dreck draußen, Dreck drinnen, Dreck überall.« Zu allem Unglück hatte noch seine geschiedene Frau angerufen, die sich irgendwo im Westen Deutschlands aufhielt, um dort Geschäfte zu machen. Irgendwas mit Mode. Ein Geschäft schien sie schon zu haben, denn sie wollte von Harry wissen, wie es mit Platz für eine Filiale in Leipzig aussah.

Er hatte ihr erklärt, sie sollte sich zum Teufel scheren oder ihren Plunder einpacken und selbst nachschauen.

Worauf sie nur gelacht und ihn einen enttäuschten Bullen genannt hatte.

Es klopfte, die Tür ging auf und Maria betrat das Büro. Das heißt, die Sekretärin wollte nicht Maria genannt werden, sondern Mary. Und ihren polnisch klingenden Familiennamen, der zwar ausgesprochen, aber kaum geschrieben werden konnte, kannten wohl nur die wenigsten. Sie wurde also nur Mary gerufen.

Sie gehörte zu den kleinen Menschen, war rund und gesund und hatte einen roten Kirschmund. An diesem Tag trug sie das Haar gescheitelt, an der linken Seite länger als an der rechten.

»Kaffee, Chef?«

»Richtig, Mary. Du weißt immer, was ich will.«

Sie stellte das kleine Tablett mit der Kanne und der Tasse ab. »Na, na, so würde ich das nicht sagen.«

»Wie denn?« grinste Harry.

»Darüber können wir irgendwann mal reden.«

»Klar, wenn ich dich zum Essen einlade.«

Mary, die gebückt gestanden hatte, richtete sich wieder auf und begann damit, die Monate an ihren Fingern abzuzählen.

»Hast du was?«

»Nicht direkt. Ich rechne nur gerade nach, wann du mich zum ersten Mal zum Essen hast einladen wollen. Das liegt schon einige Zeit zurück, wie ich meine.«

Stahl nickte. »Da siehst du mal, wie die Zeit vergeht.«

»Genau, Harry. Von unseren englischen Freunden haben wir auch nichts mehr gehört.«

»›That's life‹, würden die sagen. Ich machte ihnen keinen Vorwurf. Die haben auch genügend Ärger am Hals.« Er schenkte die erste Tasse voll.

»Hinzu kommt, dass wir ihnen auch keinen Grund gegeben haben, dienstlich einzugreifen.«

Mary holte einen Stuhl heran und nahm Platz. Sie wurde noch kleiner.

»Stimmt, Harry, bisher nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Es könnte sich ändern.« Der Kommissar mit den grauen Haaren und den Lachfältchen um die Augenwinkel, bekam einen starren Blick. »Weißt du mal wieder mehr als ich, Mary.«

»Tja«, sagte sie, »es könnte sein.« Er trank zwei Schlucke.

»Dann könntest du mich auch aufklären, wenn ich bitten darf.«

»Das wollte ich. Wie du weißt, sind wir seit neustem auch der internationalen Fahndung angeschlossen. Da kam heute Morgen aus London ein Fax bei uns an.«

»Richtung. Scotland Yard sucht einen gewissen Dr. Sheldon Drake, einen Arzt.«

»Gratuliere, dass du den Namen behalten hast.«

»Noch bin ich nicht senil. Weiter, Mädchen.«

Mary wischte Flusen von ihrer schwarzen Hose. »Dir mag der Name zwar unbekannt sein, und ich kenne diesen Doktor auch nicht persönlich, aber ich habe eine Kusine in Wittenberg wohnen. Mit der sprach ich vor knapp zwei Tagen, und die erzählte mir unter anderem, dass sie in der Nähe eine Privatklinik hätten, die von einem englischen Arzt namens Dr. Drake geleitet würde. Die Klinik wäre zwar noch nicht richtig eingerichtet, aber es würde nicht mehr lange dauern, bis die ersten Patienten einträfen. Möglicherweise sind sie schon da.«

»Und das weißt du alles?«

»Dann hätte ich es dir nicht gesagt.«

Harry Stahl bekam große Augen. »Wie sieht es denn mit dem Namen aus? Hast du dich auch nicht verhört?«

»Nein, meine Kusine nannte ihn zweimal Doktor Drake.«

Harry Stahl nickte nur. »Phantastisch«, erklärte er nicht gerade begeistert, »da können wir dann ein Fax aufgeben und den Leuten in London erklären, wo sie ihren famosen Arzt abzuholen haben.«

»Würde ich nicht tun, Chef.«

Harry Stahl gehörte auch zu den Menschen, die auf die Meinung anderer Wert legten. »Wenn du das sagst, Mary, mußt du einen Grund haben. Wie heißt er?«

»Ich würde an ihrer Stelle hinfahren, mich allerdings zunächst mit London in Verbindung setzen. Kannst du dich erinnern, wer dieses Fax aufgegeben hat?«

»Die Kollegen in London.«

»Da gibt es auch solche und solche. Ich habe den Namen behalten, Chef. Sir James Powell.«

Kommissar Stahl sagte zunächst nichts. Er schaute seine Vorzimmerdame an. Erst staunend, dann etwas dumm, schließlich holte er tief Luft und schlug gegen seine Stirn. »Ich Esel, ich Idiot hoch vier. Sir James Powell, der Vorgesetzte eines gewissen John Sinclair, den man auch den Geisterjäger nennt.«

»Richtig, Harry. Und der hier gesessen und von meinem Kaffee getrunken hat.«

»Jaaa…!« schrie der Kommissar und sprang von seinem Stuhl hoch.

Er ballte die rechte Hand zur Faust und stieß den Arm hart und schräg in die Luft.

»Was hast du denn?«

Stahl drehte sich jubelnd zweimal um die eigene Achse. »Das ist doch super, Mädchen. Endlich kommt Bewegung in diesen eingekrusteten Scheißladen. Da brauche ich nicht mehr im alten Stasisumpf zu wühlen. Jetzt heißt das Ziel Dr. Drake.«

Mary legte die Stirn in Falten. Das tat sie immer, wenn ihr etwas nicht passte, und Harry wusste das. »Hast du etwas? Mache ich wieder was falsch, Mädchen?«

»Im Prinzip nicht.«

»Da bin ich aber froh.«

»Du solltest trotzdem vorsichtig sein, Harry. Die suchen den Kerl ja nicht umsonst.«

Der Kommissar hatte sich wieder auf seinen Stuhl gesetzt. »Stimmt«, murmelte er versonnen, »stimmt genau. Weißt du denn, weshalb man ihm auf der Spur ist?«

»Nein.«

Harry grinste breit. »Wenn die Abteilung um John Sinclair damit zu tun hat, dann ist es kein normaler Fall. Das weißt du auch, Mary. Dann steht der Teufel köpf.«

»Das fürchte ich auch.« Mary zog einen Flunsch. »Deshalb sei lieber vorsichtig.«

»Wie meinst du?«

»Keinen Alleingang, Harry.«

»Ist klar, dass ich mich mit London kurzschließen werde.« Er starrte auf das Telefon. »Wenn der Fall drängt, wird John selbst herkommen. Wo liegt diese Klinik?« Er gab sich selbst die Antwort. »Bei Wittenberg. Das ist sogar günstig. Dann braucht John nicht extra von Berlin nach Leipzig zu kommen. Wir können uns in der Mitte treffen. Ist doch logisch, Mary oder?«

»Superlogisch.«

»Und das hat noch einen Vorteil.« Harry hob den Zeigefinger wie ein Lehrer, der seinen Schülern etwas Besonderes erklären wollte.

»Welchen denn?«

»Mein geschiedenes Weib, voller Action und Ideen, will hier

erscheinen und wirbeln.«

In Marys Puppengesicht nahmen die Augen an Größe zu. »Das verstehe ich nicht, Chef. Seit du von deiner Frau geschieden bist, kommt ihr doch viel besser zurecht.«

Er winkte ab und nickte zugleich. »Schon - ja, manchmal. Aber nicht jetzt, wo der Baum brennt.«

»Ich sehe noch kein Feuer, Chef.«

»Ich auch nicht«, flüsterte Harry seiner Sekretärin zu. »Ich auch nicht. Aber es glimmt bereits, das darfst du nicht vergessen…«

***

Wir waren es gewohnt, schnell zu reagieren. Manchmal innerhalb einer Sekunde. Und das war in diesem Fall ebenfalls nötig, um den schießwütigen Teufel zu stoppen.

Der Sargdeckel war noch nicht auf den Boden geprallt, als die kurzläufige Maschinenpistole in Larrys Händen Feuer spuckte und er sich dabei im Sarg stehend drehte wie ein Kreisel.

Suko war nach links gehechtet und lag flach auf dem Boden.

Ich hatte mich selbst hinter den Schreibtisch geschleudert und das Ding umgekippt, um so etwas wie eine provisorische Deckung zu erhalten.

Die Beretta hielt ich fest, schoss noch nicht zurück, das wäre lebensgefährlich gewesen, denn Larry hielt die Waffe jetzt schräg nach unten, und eine erste Garbe tanzte auf mich zu.

Ich konnte den Lauf der zahlreichen Kugeln verfolgen, wie sie gegen den Steinboden hackten, als Querschläger wegsirrten, in die Wände hämmerten, doch nicht alle nahmen diesen Weg, leider noch genug von ihnen wischten auf mich zu.

Die Garbe sägte zum Glück an der anderen Seite in die Schreibtischplatte und perforierte sie wie ein Stück Fleisch, das der Metzger weich gemacht hatte.

»Ihr Schweine…!« brülle Larry Prentiss in die Schüsse hinein, während ich mich rücklings drehte, über die Wand hinwegschabte, die Enge verfluchte und dabei von einigen der aus dem Holz gefetzten Splitter begleitet wurde.

Suko hatte es da besser. Und er war ein Mann, der die Nerven behielt.

Er lag auf dem Bauch, das Licht der beiden brennenden Taschenlampen reichte aus, um die Gestalt als Schatten sehen zu können. Zudem irrlichterte vor der Waffe das Mündungsfeuer.

In das schoss er, bevor sich Larry ihm zugedreht hatte.

Prentiss brüllte auf. Der Aufprall hatte ihn von der rechten Seite her getroffen. Er bekam einen heftigen Stoß und flog nach vorn, aus dem Sarg heraus, stolperte noch über den Rand. Es sah aus, als wollte er

die Maschinenpistole wegwerfen, die über den Boden rutschte und im Dunkeln verschwand.

Ich lag noch eingeklemmt zwischen Schreibtisch und Wand, hatte aber mitbekommen, dass die Schüsse verstummt waren. Durch einen Stoß schaffte ich mir die zerschossene Deckung vom Hals und konnte endlich auf die Beine kommen.

Suko war schon auf dem Weg zu Larry Prentiss, bewaffnet mit Beretta und Lampe.

Er war nicht tot, zum Glück, denn sein Stöhnen durchdrang klagend die eingetretene Stille. Suko hatte den Mann vor mir erreicht und drehte ihn auf den Rücken.

Ich leuchtete ihn an und sah in Hüfthöhe den frischen nassen Flecken, wo Blut aus der Wunde getreten war. Die anderen hatte er noch verpflastert und halb verbunden. Über so etwas konnte ich nur den Kopf schütteln. Was musste diesen Mann dazu getrieben haben, das Krankenhaus kurz nach der Operation zu verlassen.

Jetzt lag er auf dem Rücken, abermals verletzt, sogar ziemlich schwer, doch er wollte sich nicht helfen lassen. Als Suko sich bückte, trat er meinem Freund gegen die Brust. »Hau ab, du dreckiger Hund! Du bist der Killer!«

Suko schüttelte den Kopf. Ich aber fragte: »Und wen sollen wir umgebracht haben, Larry?«

»Das wisst ihr genau. Meine Schwester Jade.«

»Ja, sie ist tot. Irgendwie passt alles in dieser Familie, die einzig und allein davon ausgeht, Probleme durch Mord zu lösen. Deine Schwester hat zufällig eure Mutter getötet. Oder sollte dir das etwa egal sein, Larry?«

»Nein! Aber sie musste es tun, das weiß ich.«

»Und du musstest herkommen?«

»Ja.«

»Woher wusstest du denn, dass wir hier sind?«

Er lachte und spie aus. »Ich war schon einmal hier. Aber da war das Haus besetzt.«

»Von Sheldon Drake, nicht?«

»Richtig. Er ist ein Genie, er ist ein Arzt, ein besonderer. Er spritzt die Patienten gesund. Er verabreicht ihnen Mittel, die ungemein wichtig sind, daran müsst ihr denken. Er hat die neuen Wege entdeckt, und er ist mein Freund. Ich wusste, dass ihr seine Spur finden würdet, denn er hat hier leider zuviel Aufsehen erregt.«

»Ist er deshalb gegangen?« fragte ich.

»Nicht nur.«

»Weshalb dann?«

»Weil er woanders bessere Chancen sah. Ihr werdet ihn nicht bekommen, er ist euch entwischt.«

»Und hat seine Schlafstätte, den Sarg, zurückgelassen«, bemerkte Suko. »Sehr fein. Eine Frage am Rande noch, Larry. Ist dein großes Vorbild nur Arzt oder auch Vampir?«

Da fing er an zu lachen und wollte sich nicht mehr einkriegen. Sein Gelächter war uns Antwort genug. Über ihn hinweg schauten wir uns an und nickten.

Als sein Gelächter verstummte, war es zunächst unheimlich still.

Sekunden nur dauerte die Stille an, danach durchbrach sie das Flüstern des Mannes. »Auch euch wird er den Keim spritzen. Hier hat er nur geforscht. Doch wo er jetzt ist, werden seine Forschungen vollendet.«

»Das hört sich schlimm an«, sagte Suko nebenbei.

»Es ist auch schlimm, wenn man nicht eben auf seiner Seite steht und erkennen muss, wie wehrlos man ist. Dr. Drake ist ein Genie. Ein jeder sollte sich dies merken.«

»Okay, wir werden ihn besuchen.«

»Viel Spaß, Chinese.«

Es war uns klar, dass wir aus Larry Prentiss nicht mehr viel herausbekommen würden. Zudem war er nicht mehr als ein Rädchen im Getriebe, keine Leitfigur, auf die es ankam, denn die hatten sich längst in andere Teile verzogen.

Suko kümmerte sich um einen ersten Verband. Ich leuchtete noch einmal durch den Keller. Der Sarg hatte seinen Schrecken verloren, die Wände waren von Einschlägen gezeichnet, und auch die Decke hatte Kugelnarben bekommen.

»Las mich doch verrecken, Chinese!« keuchte Prentiss meinen Freund an.

»Nein, das werden wir nicht.«

»Und warum nicht?«

»Sie sollen noch die Chance bekommen, sich vor Gericht zu verteidigen. Ich bin der Ansicht, dass da noch einiges offensteht. Oder täusche ich mich da?«

»Keine Ahnung.«

»Sie gehörten doch einer Bande an.«

»Was ist das denn?«

Suko winkte mir zu. »Hebst du ihn mal mit an?«

»Okay.« Wahrscheinlich war es nicht richtig, wenn wir den Verletzten transportierten, aber wir wollten auch nicht warten, bis die Kollegen eintrafen. Die hatten genug mit den anderen Fällen zu tun. Denen konnten wir auch später Bescheid geben.

In der nächsten Ortschaft gab es ein kleines Krankenhaus. Dort wurde in der Notaufnahme Wache gehalten. Sie reagierten sehr schnell. Ich kümmerte mich um die Formulare und fragte Suko, wie fit er sich fühlte.

»Wie frisch von der Schlachtbank.«
»Dann schaffst du es bis London? Oder soll ich nicht lieber fahren?«
»Nein, nein, das packe ich schon.«
»Ist ja toll.«
Wir hatten in dieser späten Nacht noch das Glück, dass sich der Nebel nicht mehr verdichtete. Manchmal nur erschien er fahnengleich über der Fahrbahn, da fuhren wir dann besonders langsam. Bevor ich in mein Bett stieg, hörte ich noch den Anrufbeantworter ab. Bis auf Jane Collins hatte niemand angerufen. Sie beschwerte sich darüber, dass ich nichts mehr von mir hatte hören lassen. Da hatte sie recht, aber ich hatte es einfach nicht mehr geschafft, die letzte Zeit war sehr hektisch gewesen.
Zweimal hatten wir uns bei Glenda Perkins am Krankenbett getroffen, der es glücklicherweise wieder besserging.
Ab vier Uhr horchte ich dann an der Matratze und stellte bewusst keinen Wecker. Ich fühlte mich einfach zu kaputt, um früh aufstehen zu können, denn dass die nächste Zeit einiges an Überraschungen bringen würde und mir nicht viel Zeit zum Schlafen blieb, das stand für mich fest.

***

Es gibt Tage im November, da wird es kaum hell. In einen derartigen Tag war ich hineingeschlafen, tief und fest, völlig traumlos wie ein Erschöpfter. Deshalb wachte ich erst kurz vor Mittag auf, fühlte mich zwar noch von der Rolle, blieb auch etwas liegen, bis ich mich aus dem Bett hervorwälzte und in Richtung Dusche schlurfte. Noch immer gähnend gönnte ich mir das erste Wechselbad.
Wenig später war ich fit. Der lange Schlaf hatte doch Früchte getragen.
Ich telefonierte nach nebenan, dort wurde sogar abgehoben.
»Du bist nicht im Büro?«
»Du auch nicht, John.«
»Stimmt.«
»Wann gedenkst du zu fahren?«
Ich schaute auf die Uhr. »Eigentlich wollte ich los. Direkt zum Mittagessen.«
»Spaßvogel.« Er räusperte sich. »Tatsächlich?«
»Nein, ich esse nur eine Kleinigkeit, dann bin ich okay.«
»Gut, ich komme vorbei. Schlag zwei Eier mehr in die Pfanne.« Suko legte auf, bevor ich protestieren konnte.
Unser Frühstück bestand eben aus diesen Eiern, einem Kaffee, der nicht schmeckte, zwei Scheiben Brot und der Sehnsucht danach, endlich wieder Glendas Kaffee trinken zu können.
Wir saßen uns gegenüber. Zwischen uns auf dem Tisch - es gehörte

sich zwar nicht - hatte ich das Beutestück aus Sussex gelegt. Dieses zusammengeschrumpfte Ei, in dem keine Spur des Blutes mehr vorhanden war, wir auch kein Licht sahen und nur die Schatten verfolgten, die sich unruhig bewegten.

»Und?« fragte Suko. »Bist du noch immer davon überzeugt, dass dies des Rätsels Lösung ist.«

»Ja.«

»Schön.« Suko stopfte die Reste seiner Eier in den Mund. »Welchen Grund nimmst du an?«

»Ich bliebe bei der magischen Photosynthese. Der Umwandlung von Blut in Licht durch irgendeinen Stoff, den wir nicht kennen. Es ist zwar irgendwo lächerlich, dass es die Form eines Eis hat, das kann auch auf eine symbolische Bedeutung zurückzuführen sein, denn alles Leben ist schließlich aus einer Eizelle entstanden.«

»Auch das magische?«

»Ich weiß es nicht.«

»Darüber müsste dann ein gewisser Sheldon Drake Bescheid wissen, wenn ich mich nicht irre.«

»Ja, Suko, davon gehe ich aus. Ich denke, dass er einen Weg oder eine Lücke gefunden hat.«

»Und weiter.«

»Wir werden ihn finden.«

Suko leerte seine Tasse. »Ich gratuliere dir zu deinem Optimismus. Der hat sich nicht grundlos versteckt gehalten. Wenn er England tatsächlich verlassen hat, steht ihm die ganze Welt offen, von Ausnahmen einmal abgesehen. Aber etwas anderes. Ist dieser Sheldon Drake, den wir bisher nicht zu Gesicht bekommen haben, tatsächlich die treibende Kraft, oder steckt noch jemand anderer dahinter, der die Fäden zieht und Drake an der langen Leine laufen lässt.«

»Mallmann, wie?«

»Wer sonst?«

Ich runzelte die Stirn. »Für Innovationen auf schwarzmagischem Gebiet ist er ja zuständig. Dem traue ich alles zu. Auch dass er neue Wege sucht, und das Flüssige Leben scheint nun mal dazuzugehören.«

Meine Mundwinkel verzogen sich bei der nächsten Antwort. »Das scheint mir eingetrocknet zu sein.«

Suko schlug auf den Tisch. »Reden wir mit Sir James. Möglicherweise hat er eine Spur von Drake finden können.«

Ich erwiderte nichts. Gemeinsam räumten wir den Tisch leer, dann hielt uns nichts.

Suko fuhr mit mir. Er beschwerte sich auch nicht, dass er in einem Rover zum Yard fahren musste. Sein BMW hätte ebenso im Stau gesteckt.

Morgens konnten wir die Autofahrt zum Yard vergessen, da verließen

wir uns meist auf die U-Bahn.

Nach 13 Uhr betraten wir den Bau. Eine Nachricht lag nicht vor, wir fuhren in unser Büro. Immer wenn wir durch das leere Vorzimmer gingen, bekamen wir einen Stich. Ohne Glenda Perkins wirkte es so tot.

Ich rief Sir James an, der nicht mehr als drei Worte sagte: »Kommen Sie rüber!«

Suko schaute mich an. »Das klang nicht gerade freundlich.«

»Mal sehen, was er hat.«

Sir James Powell, Superintendent, saß sehr unruhig auf seinem Stuhl. Er bewegte sich leicht nach vorn, dann wieder zurück, die Augen hinter den dicken Brillengläsern kamen mir noch größer vor als sonst, und mit den Handflächen schlug er leicht auf die Schreibtischplatte, als wollte ein Musiker Rhythmus üben.

»Sie kommen spät, meine Herren.«

»Nicht ohne Grund. Die Nacht zog sich hin bis in die frühen Morgenstunden.«

Sir James schaute mich groß an. »Seit wann stört Sie das?«

»Man wird eben älter.«

Er hob die Augenbrauen. »Ja, das merke ich, wenn Sie so reagieren.«

Er bot uns Plätze an. »Kommen wir zur Sache, meine Herren. Sie haben ja sehr viel Wirbel gemacht mit Ihrem Dr. Sheldon Drake.«

»Nicht grundlos, Sir.«

»Kann ich mir denken, Suko. Sollte er mehr über das Flüssige Leben wissen?«

»Davon gehen wir aus.«

»Klären Sie mich auf.«

Das taten Suko und ich gemeinsam. Wir legten die Karten auf den Tisch.

Als Beweis zeigte ich ihm das verkleinerte Ei, und er nahm es in die Hand, um gleichzeitig den Kopf zu schütteln. »Sie sind also sicher, dass ich in diesem Moment das Flüssige Leben in der Hand halte, obwohl auch nichts darauf Hindeutet?«

»So ist es, Sir.«

»Und weiter?«

»Wahrscheinlich haben wir es diesem Dr. Drake abgenommen«, sagte Suko.

»Nicht dieser Frau?«

»Direkt ja, doch indirekt muss Drake Laran gedreht haben. Er hat ein Erbe Hinterlassen und ist verschwunden.« Suko hob die Schultern.

»Keiner weiß, wo er steckt.«

»Sind Sie sicher?«

Die Frage irritierte uns, und ich schüttelte den Kopf. »Sir, Sie reden, als wüssten Sie mehr.«

»Vielleicht ja.«
»Über Drake?«
»Ja.« Er lehnte sich zurück. Dabei sah er aus, als wollte er sich aufplustern und seinen Triumph so richtig genießen. Der Alte hatte was in der Hinterhand. »Manchmal haben Leute wie ich, die immer nur am Schreibtisch sitzen und von vielen belächelt werden, auch das nötige Glück, wenn ich das mal so sagen darf.« Er lächelte, weil er unsere gespannten Gesichter sah, doch wir stellten keine Frage und ließen ihn weitersprechen. »Es lief die besprochene Fahndung europaweit, und wir haben tatsächlich einen Erfolg erzielen können.«
Ich sprach dazwischen. »Dann wissen Sie, wo wir Dr. Drake finden können?«
»In der Tat.«
»Verdammt, Sir, wo denn?«
»Deutschland.«
Ich schluckte, Suko schüttelte den Kopf. »Das kann doch nicht wahr sein. Was macht der denn in Germany.«
»Ost oder West?« wollte ich wissen.
»Ost.«
»Wie schön.«
»Und noch etwas, John. Sie können sich vorstellen bei wem die Meldung ebenfalls auf den Schreibtisch flattert, nicht wahr?«
»Harry Stahl?«
»Genau. Er hat sich gemeldet. Irgendwo zwischen Leipzig und Berlin liegt die Lutherstadt Wittenberg. Dort genau hat Dr. Sheldon Drake sein neues Domizil. Was sagen Sie dazu?«
»Irre!« flüsterte ich, »einfach irre. Damit hätte ich nie gerechnet, Sir. Und das stimmt auch?«
»Ja, es kommt alles hin.«
Suko, der bisher zugehört hatte, meldete sich. »Leipzig, der Leichenfürst, dann…«
»Nicht in Leipzig, in Wittenberg. Ich denke, dass Sie Ihren deutschen Kollegen Harry Stahl dort treffen können. In einem Hotel am Marktplatz. Es heißt Zum Goldenen Adler. Dort werden Sie alles weitere von Harry Stahl erfahren.«
Ich war nicht zufrieden. »Eine andere Frage, Sir. Was treibt unser Freund Dr. Drake dort? Können Sie mir darüber Auskunft geben? Hat Harry was gesagt?«
»Er wusste selbst nicht viel. Aber Drake ist seinem alten Beruf wohl treu geblieben. Er hat nämlich ein altes Haus am Ortsrand gekauft und sich dort wohl eine Klinik eingerichtet. Wie es um seine Patienten steht, weis ich leider nicht.«
»Das kann ich mir vorstellen«, flüsterte ich. »Er wird genau da weitermachen, wo er in Sussex aufgehört hat. Und er wird wieder auf

Menschen treffen, die ihm glauben werden.«
»Sorgen Sie dafür, dass dies nicht geschieht.«
Suko hatte eine spezielle Frage. »Wie lange hält er sich dort schon auf?«
»Das habe ich nicht herausbekommen. Um allgemein zu antworten, würde ich sagen: schon lange.«
Ich hob die Schultern. »Okay, dann können wir mal wieder die Koffer packen.«
»Ja, aber erst morgen fliegen, dafür ziemlich früh. Sie können sich in Berlin einen Leihwagen nehmen. Ich habe mich kundig gemacht. Von dort bis Wittenberg fährt man ungefähr eine Stunde oder etwas länger. Es kommt darauf an.«
»Machen wir.« Ich schaute Suko an. »Da wir noch Zeit haben, könnten wir jetzt ins Krankenhaus fahren.«
»Nichts dagegen.«
Sir James rang sich zu einem Lächeln durch. »Und grüßen Sie Glenda herzlich von mir.«
»Das versteht sich von selbst, Sir.«
Diesmal nahmen wir den Wagen nicht und verließen uns auf die U-Bahn.
Um diese Zeit bekamen wir Sitzplätze und hockten fast nur zwischen Frauen aller Altersstufen.
Natürlich sprachen wir über den Fall. Suko wollte wissen, ob ich mir einen bestimmten Grund vorstellen konnte, dass dieser Drake ausgerechnet den Ort Wittenberg ausgesucht hatte.
»Bestimmt nicht wegen Martin Luther, der dort seine Thesen angeschlagen hat und in Wittenberg begraben liegt.«
»Da hast du recht.«
»Wir werden sehen. Jedenfalls freue ich mich, wieder mit Kommissar Stahl zusammenzutreffen. Der war ja richtig heiß darauf, Mallmanns Nachfolge in Deutschland zu übernehmen.«
»Klar, verständlich. Wo man ihn doch früher zu SED- und Stasizeiten abgeschoben hat.«
»Nur fehlen ihm leider noch die Möglichkeiten.«
»Die kriegt er.«
An der nächsten Station mussten wir den Wagen verlassen und gingen den Rest der Strecke zu Fuß. Man kannte uns bereits, und als wir im Krankenhaus standen, fiel uns auf, dass wir kein Geschenk hatten. An einem Kiosk kauften wir den Saft und wurden diesmal nicht gestört.
Glenda lag nicht mehr auf der Intensivstation. Wir fanden sie auch nicht im Bett. Sie saß bereits in einem Stuhl mit breiten Lehnen, aus dem sie nicht herausfallen konnte.
»Himmel, du bist ja schon wieder halb auf den Beinen, Glenda.

Gratuliere!« Ich lief zu ihr, umarmte sie und spürte das Zittern ihrer Wange, als sie weinte.

Diesmal bestimmt vor Freude, weil sie endlich wieder eine Zukunft sah.

»Es hat auch lange genug gedauert, John.«

Auch Suko umarmte sie. Dann mussten wir ihr aus dem Stuhl helfen, denn sie wollte die ersten Schritte gehen.

»Platzt die Wunde denn nicht auf?«

»Der Verband ist weg. Sie wird von einem Pflaster gehalten. Jetzt muss sich zunächst der Kreislauf stabilisieren, versteht ihr? Dann werde ich das Laufen lernen, und bald kann ich im Büro sitzen.«

»Las dir nur Zeit.«

Glenda protestierte. »Warum das denn? Schmeckt euch mein Kaffee nicht mehr? Vermisst ihr ihn nicht?«

Da legten wir beide schärfsten Widerspruch ein. Sogar im Flur sprachen wir davon, als Glenda, von uns beiden links und rechts gestützt, ihre zaghaften Gehversuche unternahm.

Wir kamen bis zu einer kleinen Sitzgruppe. Dort musste sie sich erst einmal ausruhen.

Das Gesicht war blass, sie bot einen schutzbedürftigen Ausdruck und strich über das dunkle Haar. »Über meine Krankheit möchte ich nicht sprechen. Sagt mir, was euch alles widerfahren ist.«

»Wir fliegen morgen nach Ostdeutschland.«

»Was?«

»Ja, es geht um Flüssiges Leben.«

Glenda hatte alles vergessen. Ihre Krankheit, ihre Umgebung. Sogar die Wangen zeigten wieder Farbe. Sie hörte zu, was wir erzählten und ärgerte sich, dass sie nicht dabei sein konnte.

»Ein Grund für dich, schneller wieder gesund zu werden«, sagte Suko.

»Darauf kannst du dich verlassen. Zu Weihnachten jedenfalls bin ich wieder im Lande.«

»Bekommst du nicht eine Kur oder so ähnlich?«

»Darauf verzichte ich. Das hier ist Kur genug. Ich rechne mit zwei Wochen, dann bin ich wieder fit.«

»Was wir dir alle wünschen. Auch Sir James, von dem wir dir die besten Grüße übermitteln sollen.«

»Danke. Grüßt den alten Brummbär zurück.«

»Das werden wir.«

Wir blieben noch eine Viertelstunde, dann wurde es Zeit für Glenda, das Abendessen einzunehmen.

»Wie ist denn das Dinner?« wollte Suko neugierig wissen.

»Möchtest du es probieren?«

»Nein.« Er hob beide Arme. »Um Himmels willen. Dann esse ich lieber Fish & Chips.«

»Würde ich auch.«
Wir brachten Glenda noch zu ihrem Zimmer. An der Tür umarmte sie uns, und wir mussten ihr versprechen, sehr vorsichtig zu sein und auf uns achtzugeben.
»Das machen wir doch immer, Mädchen.«
»Hoffentlich.« Sie lächelte. Jeder bekam noch einen gehauchten Kuss auf die Wange, dann standen wir wieder allein.
Zum ersten Mal verließen wir mit einem richtig guten Gefühl das Krankenhaus. Vor einigen Wochen hatte es so ausgesehen, als würde Glenda den Messerstich nicht überleben.
»Und woran denkst du jetzt?« fragte Suko.
»An Germany.«
»Ich auch.«

***

Kommissar Harry Stahl fuhr längst keinen Trabi mehr. Er hatte es geschafft, einen guten Gebrauchtwagen zu einem günstigen Preis zu ergattern und sich dabei für einen Audi 80 entschieden. Dunkelgrün, mit getönten Scheiben, Drei-Wege-Kat und dem ABS-System. Er war nicht mit einem Trabi zu vergleichen, und auch den oft schlechten Belag der Fahrbahnen spürte man bei diesem Fahrzeug nicht mehr so intensiv wie bei den alten Schunkeln, die knatterten und die Luft mit widerlichen Abgasen verpesteten.
Er rollte von Leipzig in Richtung Wittenberg und hatte das Glück, die Autobahn nehmen zu können. Sie führte durch ein Gebiet, dessen schlechte Luft berühmtberüchtigt war.
Gerade an trüben Novembertagen war es besonders schlimm. Da hatten manche Menschen das Gefühl, überhaupt nicht mehr atmen zu können.
Noch mehr litten Asthmakranke, und sie verließen ihre alten Häuser kaum.
Grau und Braun herrschten als Farben vor. Die Wolken hingen tief. In sie hinein quoll der Rauch aus zahlreichen Schornsteinen.
Bitterfeld, das Zentrum der Luftverschmutzung, lag nicht weit entfernt.
Bei klarem Wetter waren die Ausläufer der Stadt von der Autobahn zu sehen, an diesem Tage nicht!
Die Landschaft verschwand im Dunst, im Schmutz, in den dicken, gesundheitsschädlichen Wolken, durch die zahlreiche Autos mit eingeschalteten Scheinwerfern krochen wie Wesen, die von irgendwelchen fremden Planeten gekommen waren.
Er fuhr vorbei an Wolfen, ließ Dessau links liegen und nahm die Abfahrt Coswig, wobei ihn zur linken Seite, einige Male sichtbar, das schmutziggraue Band der Elbe verfolgte.

Es hatte keinen Sinn, sich über die Umwelt in diesem Augenblick Gedanken zu machen. Um die Natur halbwegs in Ordnung zu bringen, waren viel Geld und viel Arbeit, aber auch rasche Entscheidungen notwendig.

Stahl hatte mit anderen Umweltsündern zu tun, denn Verbrecher zählte er irgendwie auch zu dieser Sorte.

Über die Landstraße 187 fuhr er auf Wittenberg zu, vorbei an schmutzig wirkenden Feldern, alten Gehöften, mal durch einen winzigen Ort, wo kaum jemand auf der Straße zu sehen war.

Der Wagen rollte über Kopfsteinpflaster - die Schlaglöcher ließen grüßen - und von gezeichneten Mittelstreifen war nur hin und wieder etwas zu sehen.

Vor Wittenberg verdichtete sich der Verkehr. Noch herrschten die Ostautos, die Trabis und Wartburgs, vor. Sie sahen aus, als würden sie Nebelwolken hinter sich herziehen.

Keine Welt, in der sich gut leben ließ, aber das würde sich ändern.

Davon waren er und zahlreiche andere Menschen überzeugt. Man würde die Ärmel hochkrempeln und anpacken.

Er konnte die Lutherstadt Wittenberg bereits sehen, als ihm etwas auffiel.

An der rechten Seite der Straße, genau eingepasst in die Lücke zwischen zwei Bäumen, stand ein Wagen. Es war ein alter VW-Bus, in dem mehrere Personen Platz hatten. Neben dem Wagen stand ein Mann, wahrscheinlich der Fahrer, hatte die Arme in die Hüften gestemmt und schüttelte den Kopf.

Das sah nach einer Panne aus. Der Kommissar gehörte zwar nicht zu den Fachleuten, was Autos anging, er wollte trotzdem fragen und auch versuchen zu helfen.

Hinter dem VW-Bus stellte er seinen Audi ab und stieg aus. Von der Wärme stieg er in die feuchte Kälte aus, die tatsächlich widerlich war, denn diese nasskalten Temperaturen dicht über dem Gefrierpunkt waren für manche Menschen nur schwer zu ertragen.

Harry Stahl trug eine gefütterte Jacke im Parka-Stil. Der Fahrer war mit einem grauen Kittel bekleidet. Sein Haar hatte er glatt nach hinten gekämmt. Es waren nur wenige Strähnen, die sich wie Schatten auf der Kopfhaut verteilten.

Er drehte sich um, als Harry Stahl neben ihm stehenblieb. Der Kommissar schaute in ein breitflächiges Gesicht, in dem besonders die dicken Lippen auffielen.

»Guten Tag. Kann ich helfen?«

Der Fahrer zog die Nase hoch. »Wobei?«

»Sie haben doch eine Panne.«

»Kann sein.«

Stahl wunderte sich und wollte wissen, ob der Mann immer so

freundlich war.
»Wie meinen Sie das denn?«
»Ich hatte gedacht, Ihnen helfen zu können.«
»Das brauchen Sie nicht.«
»Okay. Darf ich trotzdem fragen, was los ist?«
»Nein. Und jetzt verschwinden Sie wieder. Ich möchte gleich weiterfahren.«
»Danach sieht es mir nicht aus.«
»Ist doch mein Problem - oder?«
»Ja, im Prinzip haben Sie recht.« Stahl schüttelte den Kopf, als er sich wieder zurückzog. Sehr langsam ging er an dem abgestellten Wagen vorbei und versuchte auch, durch die Scheiben in das Innere des Fahrzeugs zu schauen, was gar nicht so einfach war, denn auf dem Glas klebte ein dicker Schmutzfilm.

Trotzdem sah er, dass die Sitze im Bus belegt waren. Dort hockten Gestalten mit ziemlich blassen Gesichtern. Eine Frau, die ihn wohl gesehen hatte und dicht am Fenster saß, drehte den Kopf, so dass sie ihr Gesicht bis dicht an die Scheibe brachte. Gleichzeitig hob sie einen Arm, krümmte die Hand und kratzte mit den Fingernägeln von innen her gegen die Scheibe.

Dieses Bild war eigentlich normal. Trotzdem bekam der Mann eine Gänsehaut, denn das Gesicht mit seinen eingefallenen Zügen und den tief in den Höhlen liegenden Augen erinnerte ihn an eine bleiche Maske, die auch gut zu einer Toten gepasst hätte.

Deshalb musste er schlucken. Natürlich regte sich sein Verdacht. Trotz des Schmutzes auf der Scheibe sah er, dass mit dem Ausdruck der Augen etwas nicht stimmte. In ihnen gab es kein Leben, sie waren so leer und glanzlos.

Die Gesichter der anderen konnte er nicht so gut erkennen, ging aber davon aus, dass es den Leuten sicherlich nicht besser erging.

Eine Hand legte sich schwer auf seine rechte Schulter. »Ich hasse es, wenn man zu neugierig ist. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Sie verschwinden sollen!«

Harry blieb ruhig. Er holte tief Luft, die hier etwas besser war, als einige Kilometer zuvor, drehte sich langsam um, und die Hand rutschte von seiner Schulter. »Niemand hat mir bisher gesagt, wann ich wohin gehen darf. Das sollten Sie sich merken, Meister.«
»Dann tue ich es.«
»Nein! Was ist mit den Menschen, die Sie da eingepfercht haben?«
Harry Stähl hatte den Kerl hart angefahren, der unwillkürlich zurückzuckte.
»Wieso eingepfercht?«
»Es ist zu sehen, dass sie sich nicht wohl fühlen.«
»Na und? Fühlen Sie sich wohl, wenn Sie krank sind?«

»Das nicht.«

»Na also. Die sind krank, verstehen Sie. Und ich fahre sie in die Klinik.«

»Wohin denn?«

»Das werde ich Ihnen nicht sagen.« Der Mann ballte die Hände. »Jetzt hauen Sie endlich ab!«

Der Kommissar hatte längst einen Verdacht. Er sprach ihn nicht aus, statt dessen nickte er und ging zu seinem Fahrzeug zurück. Er konnte sich leicht vorstellen, dass diese Menschen nicht in ein normales Krankenhaus gebracht wurden, sondern in diese Privatklinik, die von einem gewissen Dr. Drake geleitet wurde.

Noch tat Harry Stahl so, als hätte er keinen Verdacht geschöpft. Er stieg in seinen Audi ein, schnallte sich an und startete.

Sehr langsam rollte er an dem VW-Bus vorbei, verfolgt von den Blicken des Fahrers.

Der würde sich täuschen, denn ein Mann wie Harry Stahl gab so leicht nicht auf. Er hatte sich längst einen Plan zurechtgelegt, wobei ihm die Führung der Straße sehr entgegenkam.

Nicht weit vor ihm bog sie in eine Rechtskurve, die von der Stelle aus, wo der Bus parkte, nicht einsehbar war, weil die am Rand wachsenden Bäume die Sicht nahmen.

Da er langsam fuhr und er von einem alten Lastwagen ausgerechnet in der Kurve überholt wurde, nutzte er die Gunst des Augenblicks und fuhr den Audi dicht an den Rand der Straße, genau hinein in eine Lücke zwischen den Bäumen.

Er parkte jetzt so wie der Bus und stieg rasch und geduckt wieder aus.

Selbst Harry konnte den Wagen nicht richtig sehen. Die Kurve war zu eng, hinzu kamen die Bäume. Jenseits der Straße breiteten sich Felder aus. An seiner Seite stand ein altes, sehr baufällig wirkendes Gehöft, eine vergessene und verlassene Scheune. Und auf die lief der Fahrer zu. Er stampfte über den weichen Untergrund. Seine Gestalt mit dem blaugrauen Kittel sah aus, als würde sie von den leichten Dunstschleiern verschluckt werden. Was auf dem Gelände wuchs, war für Harry nicht zu identifizieren, umgepflügt jedenfalls hatte den Boden niemand.

Der Fahrer drehte sich nicht um. Er hatte es eilig, ein Vorteil für den Kommissar, der sich an die Verfolgung machte und schon nach wenigen Schritten über den weichen Boden schimpfte, in den er bis zu den Knöcheln einsank.

Sein Weg war weiter. Er lief geduckt und suchte sich einige kahle Büsche als Deckung aus.

Den Fahrer interessierte tatsächlich die Scheune. Nur in sie wollte er hinein.

Für einen Moment blieb er davor stehen, drehte sich um, und der Kommissar machte sich klein.

War er gesehen worden?

Nein, der Fahrer lief weiter und trat eine Tür ein. Er lief noch nicht in die Scheune, wartete, und der Kommissar glaubte, einen leisen Schrei oder Ruf zu vernehmen, den der Mann in das Innere des Gebäudes schickte.

Ob er eine Antwort bekam, konnte Harry nicht erkennen, aber vor dem Bau blieb der Kerl auch nicht länger stehen. Er huschte durch die offene Tür und war einen Moment später verschwunden.

Harry befand sich in einer Zwickmühle. Zu gern hätte er sich mit den Menschen im VW-Bus unterhalten. Auf der anderen Seite interessierte es ihn auch, was der Fahrer im Haus zu suchen hatte. Harry wollte nicht mehr an eine Panne glauben. Der Mann hatte angehalten, um in das Gebäude zu gehen. Etwas anderes kam für den Kommissar nicht in Frage.

Als sich der Graukittel auch nach zehn Sekunden nicht zeigte, wagte der Kommissar es. So rasch wie möglich überquerte er die freie Fläche, wobei er sich auch jetzt noch duckte. Das hatte zwar nicht viel Sinn, er tat es rein instinktiv.

Vor dem Gebäude veränderte sich der Boden. Er bestand jetzt aus nassem Lehm, war rutschig wie Schmierseife. Die alte Holzbank neben der Tür sah aus, als wäre sie in den weichen Boden eingedrückt worden.

Kein Geräusch drang ihm aus der offenen Tür entgegen. Also schlich der Fahrer durch den Bau.

Harry tat es ihm nach.

In dem Schuppen roch es feucht; durch Löcher in den Wänden pfiff der Wind. Der Boden bestand aus festgestampfter Erde. Ein völlig verrosteter Traktor stand neben einer alten Egge, die auch Rost angesetzt hatte, wie auch die beiden Harken und Spaten.

Weiter hinten, wo wenig Licht hinfiel, ballte sich die Düsternis zusammen, und von dort hörte er auch die Stimme des Fahrers. Sie klang wütend und aggressiv.

»Komm raus, du Hundesohn! Ich weiß, dass du dich hier versteckt hältst. Los, komm! Sonst hole ich dich.«

Der Angesprochene verhielt sich still, was den Fahrer wütend machte. Er ging weiter und musste wohl ein Hindernis übersehen haben, denn Harry hörte es krachen, als ob Holz zusammenbrach. Danach ein Fluch, dann einen Schrei, ein Klatschen, dem ein böses Lachen folgte.

Harry wusste nun, dass der Fahrer den Kranken gefunden hatte und ihn wieder zurückschleppen würde.

Ein kaltes Lächeln lag auf den Lippen des Kommissars, als er neben

der Tür wartete. Lange würde er sicherlich nicht an dieser Stelle stehen. Er hörte das Klatschen nicht mehr, dafür einen weiteren Fluch, dann wieder Schritte.

Diesmal von zwei Personen, die sehr bald erschienen, denn zusammen mit dem Kranken tauchte der Fahrer wieder auf. Er hielt den Mann am Kragen seines Jacketts gepackt, das einige Löcher zeigte. Zudem musste sein Schlag den Kranken im Gesicht getroffen haben, denn aus dem linken Nasenloch rann Blut.

Harry Stahl spannte sich. Was er sah, das passte ihm gerade. Einen Kranken schlagen, so weit kam es noch. Der Fahrer würde ihn kennenlernen. Noch hatte er den Eindringling nicht gesehen, stieß den Kranken vor und redete mit ihm.

»Ich werde dir schon zeigen, was es heißt, hier abzuhauen. Weißt du, was der Doktor mit Menschen wie dir macht? Weißt du es?« Er schüttelte ihn durch, und der Mann wäre fast zusammengebrochen. Eine Antwort konnte er nicht geben.

»Ich werde es dir sagen. Er wird dich auseinandernehmen. Er wird dir kein Blut mehr geben. Du wolltest doch Blut, nicht? Du bist ja wild danach, und du wartest darauf, dass es Nacht wird. Du willst die richtige Dunkelheit.«

»Blut… Blut…«, gurgelte der Mann. »Ich will die Spritze haben. Ich brauche sie.«

»Die bekommst du noch. Und auch die vielen Opfer. Las uns erstmal in Berlin sein.«

Jetzt griff Harry Stahl ein. Er trat vor und fragte: »Was wollen Sie denn in Berlin, Meister?«

Der Kittelträger musste sich vorkommen, als hätte man ihn in den Magen getreten. Vor Schreck schrie er auf und ließ sogar seinen »Schützling« los, der auf die Knie fiel und in dieser Haltung blieb.

»Damit haben Sie nicht gerechnet, wie?«

Der Kittelträger holte Luft. »Verdammt noch mal. Was wollen Sie denn hier?«

»Vielleicht interessiere ich mich für bestimmte Kranke!«

»Hau ab!« röhrte der Kerl. »Hau nur ab, sonst verstecke ich dich hier in der Hütte.«

»Das würde ich dir nicht raten. Beantworten Sie mir lieber einige Fragen!«

»Klar doch, klar, die kriegst du beantwortet, aber auf meine Art und Weise.« Bevor Harry sich versah, war der Kerl drei Schritte zur Seite gelaufen und schnappte sich eine der rostigen Heugabeln. Er drehte sie blitzschnell herum, und die Zinken zeigten plötzlich auf den Kommissar.

»Sie sind rostig, aber sie können dich noch aufspießen wie einen Broiler, Mann.«

»Lassen Sie es!«
»Nein!«
Der Kerl war wie von Sinnen. Harry hatte nicht damit gerechnet, dass er die Drohung in die Tat umsetzen würde, aber der Mann rannte tatsächlich vor, um ihm die Zinken in den Leib zu rammen.
Im letzten Augenblick wich Harry aus. Die Gabel verfehlte ihn, nicht aber der Körper des Mannes, denn mit der Schulter wurde Harry Stahl gerammt, rutschte auf dem Boden aus und fiel der Länge nach hin, was der Kittelträger mit einem Jubelschrei quittierte, als er seinen Gegner auf dem Rücken liegen sah.
»Jetzt mache ich dich kaputt!«
Der Patient bekam von alldem nichts mit, hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen und sprach in die Handflächen hinein, wobei das Wort Blut immer häufiger vorkam.
Der Bewaffnete schlug einen Bogen um den Patienten, was Harry Stahl zwei oder drei Sekunden brachte.
So schnell wie in dieser baufälligen Hütte hatte er noch nie eine Pistole gezogen. Es war die letzte Chance, und er war fest entschlossen, abzudrücken, wenn der Kerl zustoßen würde.
»Las es sein!« brüllte Harry Stahl. Seinen rechten Arm streckte er aus.
Die Verlängerung der Hand bildete die Pistole, und die war auch bei diesen ungewöhnlichen Lichtverhältnissen zu erkennen.
Der Mann mit den breiten Lippen hielt den Griff der Heugabel mit beiden Händen fest und hatte sie bereits zum Stoß erhoben, als ihn die Worte trafen.
Er blieb tatsächlich stehen. Das dunkle Loch der Mündung glotzte ihn an.
Aber er senkte seine Arme nicht.
»Die Kugel ist immer schneller als deine Gabel, Mann!«
»Scheiße!«
»Las sie fallen!«
Der Kittelträger nickte. Er drehte sich etwas und schleuderte die Heugabel weg.
»So und jetzt…«
Da rannte der Mann weg. Er hatte blitzschnell kehrtgemacht, dem Kommissar seinen Rücken zugedreht und huschte einen Wimpernschlag später aus dem Bau.
So schnell hatte Harry nicht reagieren können, und in den Rücken wollte er nicht schießen.
Harry kam wieder auf die Füße. Er lief auch zum Ausgang. Leider besaß der Kerl einen zu großen Vorsprung. Sein Kittel wehte auf, als er über den Acker hetzte, und Harry hätte die Verfolgung übernehmen können, das ließ er bleiben.
An diesem Kerl würde er immer wieder herankommen. Wichtiger

war jetzt der Mann, der zurückgeblieben war, noch immer kniete, den Oberkörper jedoch vorgebeugt hatte und mit beiden Händen über den Boden strich, wo er das Blut verteilte, das aus seinem Nasenloch tropfte.

»Jaaa«, dehnte er, »jaaa… es ist das Blut. Es ist Blut. Es soll so sein…«

Harry blieb neben ihm stehen. Der Kranke nahm ihn erst gar nicht zur Kenntnis. Flüsternd sprach er nur von dem Blut, das in seinem Körper floss und nach dem er so gierte.

Harry zog ihn hoch.

Mit einem unruhigen Ausdruck im Gesicht schaute ihn der Mann an.

»Willst du mir auch Blut geben…?«

»Bestimmt nicht.«

»Ich werde es dir aussaugen.«

»Bist du ein Vampir?«

»Noch nicht!« keuchte der Kranke. Er klammerte sich an Harry Stahl fest. »Noch bin ich kein Vampir.«

»Aber du wirst einer werden?«

»Ja, nach der nächsten Spritze. Wir alle werden zu Vampiren werden. Einige von uns sind es schon. Sie haben die Stadt bereits verlassen und sind nach Berlin gefahren.«

»Du noch nicht?«

»Nein, aber bald. Noch eine Spritze, dann werde ich mich von deinem Lebenssaft ernähren können.«

Harry bekam bei diesen Worten das kalte Gefühl im Nacken. Er glaubte nicht daran, dass der Mann, gelogen hatte.

Was sich in der Lutherstadt Wittenberg heimlich zusammengebraut hatte, konnte nur als Geburt der Vampirbrut bezeichnet werden.

Das Gesicht des Kranken wirkte bleich und eingefallen. Er war vom Alter her kaum zu schätzen, der Aufenthalt in der Klinik hatte ihn gezeichnet.

»Weshalb bist du geflohen?«

»Ich wollte weg.«

»Jetzt bleibst du bei mir.«

»Bringst du mich in die Klinik?«

»So ähnlich, mein Freund. Ich bringe dich dorthin, wo du schlecht ausbrechen kannst.«

»Wo ist das?«

»Wir bleiben in der Stadt«, erwiderte Harry.

»Ich will den Doktor sehen.«

»Den bekommst du schon zu Gesicht, keine Sorge.« Er drehte den Mann herum. »So, und jetzt werden wir zu meinem Wagen gehen. Da hast du viel mehr Platz, mein Junge.«

Der Kranke setzte Harry keinen Widerstand entgegen. Auf die

entsprechende Frage hin sagte er sogar seinen Namen.

»Ich bin Ewald.«

»Und weiter?«

»Das habe ich vergessen. Nur Ewald. Aber bald bin ich Ewald, der Vampir.«

»Möglich.« Mehr sagte Harry nicht. Er hatte nur festgestellt, dass es den VW-Bus mit den Patienten nicht mehr gab. Der war inzwischen verschwunden.

Harry Stahl ging davon aus, dass er ihn sehr bald wiedersehen würde.

Und dann war er am Zug…

Aus Sicherheitsgründen hatte der Kommissar Handschellen genommen und Ewald damit im Fond an dem Haltegriff festgekettet. Dort konnte er ihm nicht gefährlich werden und auch nicht ins Lenkrad fallen, sollte er einen plötzlichen Anfall bekommen.

Das hatte Ewald auch nicht vorgehabt. Er verhielt sich unnatürlich ruhig.

Wenn er redete, dann sprach er nur über eine Sache, die ihn berührte.

Es ging um das Blut!

Immer wieder kam er darauf zurück.

Und er freute sich schon, endlich die letzte Spritze zu bekommen.

»Wer wird sie dir denn geben?«

»Der Doktor.«

»Heißt er zufällig Drake?«

»Ja, Dr. Sheldon Drake. Er hat etwas Neues erfunden. Er ist uns allen ein großer Freund. Er wird uns viel geben können, darauf kannst du dich verlassen.«

»Und was?«

»Das ewige Leben. Wir werden immer leben und Freunde in der Dunkelheit haben.«

Die Sätze erschreckten Harry Stahl. Noch vor einem Jahr hätte er darüber gelacht, jetzt hütete er sich davor, denn er wusste mittlerweile, dass es Dinge gab, die nicht erklärbar waren, die aber zwischen den Welten lagen, hin und wieder hervorkamen und ihren Schrecken verbreiteten. Das konnten Vampire, aber auch andere Geschöpfe der Finsternis sein, wie der Kommissar wusste.

Wittenberg nahm ihn auf.

Eine Stadt mit Geschichte, mit einer großen deutschen Geschichte, denn hier hatte der Reformator Martin Luther gelebt. An diesem Tag sah Wittenberg sehr grau aus. Die Spitze der Kirche am Marktplatz verschwand im Dunst der tiefhängenden Wolken. Auf dem Platz, einem großen Viereck, das von Straßen umgeben war, standen die Verkaufsstände der Händler. Von den normalen Straßen führten

schmalere ab, fast schon Gassen, bedeckt mit Kopfsteinpflaster, das bei feuchtem Wetter zur Rutschbahn wurde.

Harry Stahl kam nur im Schritttempo voran. Neben einem Bekleidungshaus an der Ecke stoppte er und erkundigte sich bei einer Frau, die eingekauft hatte, nach der Polizeistation.

Genau dort wollte er sich mit John Sinclair und dessen Freund Suko treffen.

»Die liegt ganz in der Nähe. Hier rechts hoch, dann wieder links. Nicht weit von der Sparkasse entfernt. Sie müssen an der Juristenecke vorbeifahren.«

»Danke.«

Der Audi rollte an. Gleichzeitig fing Ewald an zu lachen. Er wippte dabei auf und nieder. Es störte ihn nicht, dass er zweimal mit dem Kopf gegen den Wagenhimmel stieß.

»Hast du was?« fragte Harry.

»Ich freue mich, wenn ich die Menschen sehe.«

»Wie schön für dich. Und warum freust du dich so?«

»Weil sie bald alle zu Vampiren werden. Las uns erst Blutsauger sein, dann werden wir über sie kommen und uns an ihrem Blut laben. Das kann ich dir versprechen.«

»Darf ich dagegen wetten?«

Ewald lachte kichernd. »Das kannst du. Ja, du kannst dagegen wetten. Aber es wird dir nichts nutzen, das kann ich dir versprechen. Du hast keine Chance.«

Harry Stahl schwieg. Es hatte keinen Sinn, sich mit ihm zu unterhalten.

Für ihn war wichtig, gegen diesen Dr. Drake anzugehen. Das wollte er nicht allein, sondern zusammen mit den beiden Freunden aus London, die mehr davon verstanden als er.

Er fand die Polizeistation auf Anhieb. Sie war in einem alten Haus untergebracht, dessen Fassade ebenfalls eine Renovierung hätte vertragen können.

Er würde die Beamten nicht überraschen, weil er sich angemeldet hatte.

Kaum stand der Audi, als einer der Männer die Wache verließ und auf den Wagen zukam.

»Hier können Sie nicht parken!«

»Ich bin Kommissar Stahl.«

»Ah ja, das ist was anderes.« Einige Passanten blieben stehen. Sie schauten zu, wie Harry den Mann aus dem Fahrzeug zog. Ewald lachte die Menschen an. »Ja!« giftete er, »ja, schaut nur. Schaut nur her und glotzt. Bald werdet ihr nicht mehr glotzen. Da wird der Hunger in euren Augen zu lesen sein. Der Hunger nach Blut.«

Stahls Kollege, ein gemütlich aussehender Dicker, schüttelte den

Kopf.

»Was erzählt der Kerl da?«

»Hören Sie am besten gar nicht hin.«

»Der ist ja nicht zu überhören. Soll er in eine Zelle?«

»Das versteht sich.«

Harry schob ihn vor. Ewald schrie nicht mehr, er lachte leise vor sich hin.

In der Polizeistation selbst war es fast so düster wie draußen. Nur gut, dass die Deckenleuchte funktionierte. Besetzt war sie mit zwei Leuten.

Sie hockten sich an alten Schreibtischen gegenüber.

Die Zellen lagen im Hintergrund. Man erreichte sie über einen Gang mit frisch gekalkten Wänden. Die alten Parolen waren einfach überstrichen worden.

»Ich will nicht in eine Zelle.« Als der Polizist sie aufgeschlossen hatte, fing Ewald an, sich zu sträuben.

»Aber sicher kommst du da hinein. Die ist für dich wie geschaffen. Du hast sogar ein Einzelzimmer.«

»Nein, der Doktor soll mich holen.«

»Eher holt dich der Teufel!« sagte Harry und drückte den Mann über die Schwelle.

Klar, Ewald war sauer. Er setzte sich nicht hin, sondern rüttelte filmreif an den Stäben. Dabei schrie er wieder nach der neuen Blutspritze. Dafür aber hatten die Polizisten der Wache und auch der Kommissar keine Ohren.

Im Wachraum atmete Harry tief durch. Er stellte sich vor und bekam auch die Namen der Kollegen gesagt.

Der jüngere hieß Timo Schneider. Er war so dürr, dass er sich fast hinter einen Laternenpfahl hätte ausziehen können, ohne gesehen zu werden.

Sein Kollege, der korpulente mit dem schwarzen Vollbart und den lustig funkelnden Augen, hörte auf den Namen Gerd Naumann.

»Wollen Sie einen Kaffee, Kommissar?«

»Das wäre gut.«

»Okay, Gerd, dann koch ihn mal.«

»Immer ich.«

»Soll ich ihn denn kochen?«

»Nee, davon muss man spucken.«

»Na bitte.«

Harry hatte sich gesetzt und die Beine ausgestreckt. »Wie sieht es aus, Kollege? Meine Freunde sind noch nicht eingetroffen - oder?«

»Wir haben noch nichts gehört.«

Harry schaute auf die Uhr. »Na ja, auf eine Stunde kommt es mir nicht an.«

»Meine ich auch.« Naumann nickte. Dann hob er den Finger. »Sagen Sie mal, Kommissar, was ist das für ein Typ, der da in der Zelle steckt? Wo haben Sie den aufgelesen?«

»Unterwegs, kurz vor dem Ort. Ich holte ihn aus einer Scheune, bevor es ein anderer tun konnte.«

»Ach - was Sie nicht sagen.«

Es war klar, dass Naumann die Geschichte hören wollte, und Harry Stahl hielt damit nicht hinter dem Berg. Er berichtete ausführlich und warf auch immer wieder den Namen des Arztes in die Erklärungen.

»Damit kann ich nichts anfangen, Kollege.«

»Sie haben sich nicht für ihn interessiert, bisher?«

»So ist es.«

»Und warum nicht?«

»Es lag nichts vor. Wir wissen nur, dass ein englischer Privatarzt das Haus gekauft und daraus schon eine Klinik gemacht hat. Wir waren hier froh über die Investition.«

»So, der Kaffee.« Timo Schneider kehrte zurück, mit vier Tassen voll Kaffee. In diesem Augenblick klingelte das Telefon.

»Heb du mal ab, Timo!«

»Ich weiß, nur nicht bewegen. Du spielst mal wieder Beamtenmikado. Wer sich bewegt, hat verloren.«

Gerd Naumann schüttelte den Kopf. »Und das muss man sich von solchen Bengeln sagen lassen.«

»Die neue Zeit.«

»Für Sie, Kommissar.«

Harry sprang auf. Er nahm den Hörer entgegen, meldete sich, sagte »Na endlich, Suko«, und dann sprach er nicht mehr. Er wurde immer blasser, nickte und sagte einen letzten Satz. »Gut, wenn das so ist, kann man nichts machen.«

»Was war denn?« wollte Naumann wissen.

Harry Stahl hob die Schultern. »Ich schätze, dieser Fall steht unter keinem guten Stern…«

***

Landung in Berlin-Tegel.

Hört sich wunderbar einfach an. Nur für Leute mit Flugangst war das nichts, denn die Maschine musste in Etappen und relativ ruckartig tiefergehen.

Neben mir saß eine Italienerin, die zum ersten Mal flog, sich mal an mich, dann am Griff festklammerte, mit bleichen Lippen Gebete sprach und nach dem etwas schüttelnden Aufsetzen gottergeben die Augen schloss, bis sie den Stoß von mir spürte und ich ihr erklärte, dass wir bereits gelandet waren.

»Sind wir unten?«

»Ja, gesund und munter.«
»Habe ich nicht gesehen.«
»Das ist mit geschlossenen Augen auch nicht so einfach, finde ich.«
Dabei lächelte ich und schaute zu, wie die Frau sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte.
Sie wedelte mit beiden Händen und fuhr mir vor dem Gesicht herum. Wir saßen zu dritt in einer Reihe. Suko hatte den Platz am Fenster, die Frau den am Gang, ich hockte in der Mitte. Mein Freund konnte nur grinsen, er hatte die meiste Zeit des Flugs verschlafen. Ich war wach geblieben, weil ich nicht unhöflich sein wollte.
Das Flugzeug stand. Es folgte die übliche Durchsage, dann konnten wir aufstehen und in Richtung Ausgang gehen, wo sich - wie üblich - mal wieder alles drängte.
Die Italienerin blieb an meiner Seite. Jetzt erzählte sie mir von zwei großen Kuchen, die sich in ihrem Koffer befanden. Sie hoffte, dass beide Stücke den Flug überstanden hatten.
»Bestimmt nicht so gut wie Sie.«
»Sie sind gemein, Mister.«
»Realist.«
»Meine Tochter, die hier wohnt, wartet auf den Kuchen. Mama backt den besten.«
»Das glaube ich Ihnen sogar.«
»Danke.«
Danach trennten wir uns, und auch am Gepäckband hielt ich mich zurück, überließ es Suko, sich um die Koffer zu kümmern. Die Italienerin brach plötzlich in ein lautes Lamento aus, als sie sehen musste, dass ihr Koffer gekippt ankam.
»Der Kuchen, der Kuchen«, jammerte sie. »Ihr Zerstörer, ihr Kaputtmacher. Ich werde mich beschweren…«
Suko kam mit zwei Koffern. Einen nahm ich ihm ab, dann gingen wir schmunzelnd davon.
Es war abgemacht, dass bei einer der bekannten Firmen ein Leihwagen für uns bereitstand. Um Suko einen Gefallen zu tun, hatten wir einen BMW bestellt.
Die nette Dame setzte ein noch netteres Lächeln auf, als wir sie ansprachen.
»Auf den Namen Sinclair, Sir?«
»Ja.«
»Moment bitte.«
Es ging alles schnell und glatt über die Bühne. Die anderen Fluggäste, für die ebenfalls ein Leihwagen reserviert worden war, waren schon davongefahren.
»So, hier sind die Formulare, die Sie ausfüllen müssen, und dann habe ich noch eine Nachricht für Sie, Mr. Sinclair?«

»Tatsächlich?«

»Ja, bitte.« Die Hand mit den hellrot lackierten Fingernägeln schob mir einen weißen Briefumschlag zu, der zugeklebt war.

»Füll erst mal aus«, sagte Suko, der meine Neugierde kannte. »Nachher wirst du noch schlau genug sein.«

»Ich habe ein komisches Gefühl«, sagte ich während des Schreibens.

»Wann hast du das nicht?«

»Hör auf zu unken.« Schwungvoll setzte ich meine Unterschrift in das Feld, bekam den Schlüssel, den ich sofort an Suko weitergab, der sich die Erklärungen der Frau anhörte, wo wir den Wagen finden konnten.

Ich war etwas zurückgetreten und fing an, den Umschlag aufzuschlitzen.

Auf eine Briefmarke hatte der Absender verzichtet.

Weiß wie der Umschlag war auch der Zettel, der mir entgegenpurzelte.

Nur auf einer Seite war er beschrieben, und zwar mit der Maschine. Ich drehte ihn herum, dachte an nichts Böses, las und verlor von einer Sekunde zur anderen jegliche Farbe aus dem Gesicht. Plötzlich schwankte auch der Boden, selbst die Wand, auf der ein Künstler das Luftbrückenbild gemalt hatte, bekam plötzlich wellenhafte Bewegungen, als wäre sie mit Wasser Übergossen worden. Im Zeitlupentempo sank mein rechter Arm nach unten. Suko, der zugeschaut hatte, war blitzschnell neben mir und fragte scharf: »Was hast du denn?«

»Lies selbst, und lies es laut!«

Er nahm den Zettel entgegen. Er las die Sätze so laut, dass nur er und ich sie verstehen konnten.

»Bin hier in Berlin. Bitte warte die nächste Nachricht ab. Nadine Berger.«

Jetzt wurde auch Suko bleich. Ich hörte ihn atmen. Das Geräusch drang als leises Pfeifen über seine Lippen. Danach räusperte er sich die Kehle frei, um sprechen zu können.

»Ein Bluff, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, das ist kein Bluff. Das ist keiner.«

»Okay, gehen wir davon aus. Aber wo sollst du die zweite Nachricht abwarten.«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht muss ich hier stehen bleiben.« Ich ging zwei Schritte zurück, stützte mich ab und merkte nicht einmal, dass ich mich mit der Schulter gegen das Wandgemälde lehnte. Mein Kreislauf war noch immer am Boden.

»Das glaube ich nicht, John. Schau dir das Papier an. Es trägt den Aufdruck des besten Hotels am Platze. Bristol-Hotel Kempinski. Kurfürstendamm.«

Ich reagierte nicht, sondern starrte auf meine Fußspitzen. In der Kehle hing der Kloß wie ein dicker Sandsack.

Suko rüttelte mich an der Schulter. »Verdammt, John, wach endlich auf. Wir müssen was tun.«

»Was denn?«

»Hingehen.«

»Ins Hotel?«

»Ja, zum Henker. Rufe dort an und versuche, ein Zimmer zu bekommen.«

»Und was machst du,«

»Ich fahre nach Wittenberg.«

Für einen Moment irrten die Gedanken durch meinen Kopf. »Wenn es stimmt, haben sie es verdammt schlau angestellt. Ich bleibe hier, du fährst nach Wittenberg, eine geteilte Kampfkraft. Das kann ins Auge gehen. Leider für uns.«

»Glaubst du ihnen nicht?«

»Doch, ich glaube ihnen. Ich glaube ihnen alles, was mit Nadine Berger zusammenhängt. Und das wissen die auch, Suko.«

»Dann nimm dir ein Taxi und fahr los. Bestell aber zuvor das Zimmer.«

Suko behandelte mich wie ein kleines Kind. Ehrlich gesagt, in diesen Minuten fühlte ich mich auch so. Ich kam mir so hilflos vor wie eine Puppe, die an den Fäden anderer hing. Meine Beine waren müde geworden. Beim Gehen schlich ich daher wie ein Greis. Das mit dem Zimmer regelte Suko für mich.

Ich konnte dort wohnen. Er bestellte es für zwei Tage. Über Berlin lag ein dunstiger Himmel. Mein Freund brachte mich bis zu einem Taxistand.

»Du weißt, wo du mich in Wittenberg erreichen kannst?«

»Ja, auf dem Polizeirevier.«

»Okay, Alter, halte die Ohren steif.«

»Selber.«

Er verabschiedete sich winkend, und aus dem gelben Taxi heraus fragte die Stimme des Fahrers im breiten Berlinerisch: »Wollen Sie jetzt gefahren werden oder nicht?«

»Doch, doch.« Ich stieg ein, stellte den Koffer neben mich auf den Rücksitz.

»Wohin?«

»Kempinski.«

»Alles klar, Meister.«

Er fuhr an, wollte sich auch unterhalten, merkte jedoch sehr schnell, dass ich auf seine Worte nicht achtete. Ich hatte auch kein Auge für die Umgebung draußen.

Meine Gedanken drehten sich einzig und allein um die Nachricht, die

von Nadine Berger handelte.

Hielt sie sich tatsächlich hier in Berlin auf? Wenn ja, in welche Falle wollte man mich dann locken…?

***

Suko fuhr über die Avus in Richtung Süden. An der alten Rennstrecke standen noch die Holztribünen aus den dreißiger Jahren, ein Hauch von Nostalgie, der hier erhalten geblieben war.

Das Tempolimit wurde auch von Suko nicht überschritten. Nachdem er die Innenstadt hinter sich gelassen hatte, flachte der Verkehr merklich ab. Der Grünewald grüßte in seinem herbstlich gefärbten Kleid. Das Laub schimmerte, als wäre es vergoldet worden. Es war ein Fest für die Augen, trotz des trüben Wetters.

Bald hatte Suko den ehemaligen Grenzübergang erreicht. Nicht weit entfernt lag der Wannsee. Er sah auch ein Hinweisschild auf Babelsberg, dieses große, alte Filmgelände, das Europas größte Studioanlagen beherbergt hatte und nun allmählich verkam, weil sich keiner mehr zuständig fühlte.

Durch das berühmte Potsdam fuhr er nicht, blieb auf der Transitstrecke noch eine Weile, um irgendwann auf der B2 zu landen, die in Richtung Beelitz - Treuenbrietzen führte.

Zum ersten Mal bekam Suko so richtig das Holperpflaster Ostdeutschlands unter die Reifen. Da war es gut, dass die Geschwindigkeit begrenzt wurde.

Er konnte auf der Straße bleiben, die geradewegs auf die Lutherstadt Wittenberg zuführte.

In Treuenbrietzen allerdings hielt er dicht neben einer einsam stehenden Telefonzelle an. Er sprang über eine große Pfütze und hoffte, nach Wittenberg durchzukommen.

Auch Polizisten haben hin und wieder Glück. Suko schaffte es beim ersten Anlauf.

Harry Stahl zeigte sich ebenfalls geschockt, als ihm der Inspektor vom Verlauf des Falles berichtete. Er konnte es nicht fassen, musste es aber akzeptieren, nur von einem Mann Unterstützung zu bekommen. Alles Weitere wollten sie später besprechen.

Von Staus blieb Suko verschont. So kam er sicher durch. Nur wenn ihm russische Lkw entgegenkamen, bekam er leichtes Magendrücken, denn die Straße war ziemlich schmal, und manche Fahrer fuhren wie die Henker.

Er sah die weiten graugrünen Felder, über denen ebenfalls der dünne Dunst hing. Auf manchen Flächen brannten auch kleine Herbstfeuer, in deren Flammen Kartoffeln gegart wurden.

Das Ortschild Lutherstadt Wittenberg ließ ihn aufatmen. Linkerhand wuchsen graue Einheitskästen hoch. Wohnsilos der schlimmen Sorte,

schnell hochgezogen, mit schlechten Materialien gebaut. Das alte Regime hatte die Menschen betrogen, wo es nur möglich gewesen war.

In der Stadt selbst zerfiel die alte Bausubstanz. Da gab es kein Haus, das nicht hätte renoviert werden müssen. Bei manchen wuchs das Unkraut aus den Dachrinnen.

Und doch war der westdeutsche Einfluss zu merken. Plakate, auch wenn es nur Werbung war, sorgten mit ihren frischen Farben für ein wenig Fröhlichkeit in diesem tristen Grau.

Und, der Verkehr in der Innenstadt hätte ebenfalls in den Westen gepasst. Um den Marktplatz herum war für Suko kein Parkplatz zu finden. Den Weg zum Polizeirevier hatte er sich von Kommissar Stahl beschreiben lassen und fand ihn auch beim ersten Versuch.

Er stellte den BMW hinter einem Audi ab, schaute an der Fassade hoch und sah hinter dem Fenster bereits die winkende Gestalt des ostdeutschen Kommissars.

Harry Stahl kam Suko mit ausgebreiteten Armen entgegen. »Na, das freut mich aber, dass du wenigstens gekommen bist.« Die beiden schlugen sich auf die Schultern. »Da fühle ich mich nicht so sehr als Einzelkämpfer, denn die Erfahrung fehlt mir ja noch.«

»Die kommt, keine Sorge.«

»Was ist mit John?«

»Du kannst dir ja denken, wie er sich fühlt.«

Harrys Gesicht wurde ernst. »Ja, das stimmt. Ich habe nach deinem Anruf nachgedacht und bin zu der Lösung gekommen, dass sich der Fall möglicherweise gesplittet hat.«

»Stimmt. Einmal Wittenberg, zum anderen Berlin. Wer immer dahintersteckt, er hat es ausgezeichnet verstanden, die Phalanx zu durchbrechen.«

»Das ist Dr. Drake.«

»Hier bestimmt.«

»Und in Berlin?«

»Könnte es einen gewissen Will Mallmann geben.«

»Komm erst mal rein, dann reden wir weiter.«

Suko lernte auch die beiden Polizisten kennen und hörte genau zu, was ihm Harry Stahl berichtete.

»Hoi, dann hast du einen schon festgenommen?«

»Ja. Willst du ihn sehen?«

»Sicher.«

Harry Stahl und Suko gingen in den hinteren Teil der Wache, begleitet von Gerd Naumann, der meinte, dass es wohl mit der Ruhe endgültig vorbei wäre.

»Das kann gut möglich sein«, erwiderte Suko. Er blieb vor dem Gitter der Zelle stehen.

Auf einem Hocker saß Ewald. Sein Essen hatte er nicht angerührt. Er starrte zu Boden und hielt sich dabei selbst umarmt, als würde er frieren.

»So sieht doch kein Vampir aus -oder?« fragte Harry Stahl.

Suko lächelte. »Im Prinzip nicht. Wenigstens keiner, wie er mir bekannt ist. Doch hier müssen wir wohl von anderen Faktoren ausgehen, wie du schon sagtest.«

»Ja, er redete von Spritzen.«

Beim letzten Wort hob Ewald den Kopf. Er drehte ihn so, dass er gegen das Gitter schauen konnte.

Harry Stahl erschrak bei seinem Anblick. »Das darf nicht wahr sein!« keuchte er. »Der… der sieht ja aus, als wäre er schon gestorben und hätte drei Tage im Sarg gelegen.«

Suko zeigte sich verwundert. »Hast du ihn denn anders in Erinnerung gehabt?«

»Und ob. Zwar nicht gerade wie frisches Gemüse aussehend, aber auch nicht so schlecht. Ich habe den Eindruck, als würde Ewald jeden Augenblick vom Hocker fallen und liegenbleiben. Das ist… das ist irgendwo schlimm.«

Ewald bewegte seinen Mund. »Spritze«, flüsterte er. »Verdammt, ich brauche die neue Spritze.«

»Welche?«

»Blut!« ächzte er und streckte bittend die Arme aus, wobei er noch die Hände rang. »Ich brauche die Blutspritze! Oder wollt ihr mich krepieren lassen?« Er kippte vom Hocker. Jetzt hatte er auch nicht mehr die Kraft, sitzen zu bleiben.

»Schließen Sie auf!« sagte Suko.

»Natürlich.« Naumann, ebenfalls bleich geworden, bewegte sich sehr hastig.

Die Männer stürmten in die Zelle, kümmerten sich um den Mann. Harry Stahl drehte ihn auf den Rücken. Suko tastete nach dem Herzschlag und schüttelte dabei den Kopf.

»Was ist denn?«

»Nichts oder so gut wie nichts. Sein Herz schlägt kaum noch. Ich glaube, er hat recht. Er braucht wirklich Blut. Wer einmal in Sheldon Drakes Klauen gerät, entkommt ihm nicht mehr.«

»Dieser Satan!« flüsterte Harry Stahl. »Dieser verdammte Satan. Es wird Zeit, dass wir ihm das Handwerk legen.«

»Da sagst du was.«

»Haben Sie hier ein Krankenhaus?« fragte Suko.

Naumann nickte. »Ja, natürlich.«

»Bestellen Sie einen Krankenwagen. Der Patient muss sofort eingeliefert werden. Und sorgen Sie dafür, dass genügend Betten frei bleiben. Ich kann mir vorstellen, dass er nicht der einzige bleiben

wird. Wir werden unser blaues Wunder erleben.«

Gerd Naumann rannte weg. Dabei murmelte er Worte, die kein Mensch verstand.

Harry Stahl trat von einem Fuß auf den anderen. »Das habe ich nicht gewollt«, sagte er leise. »Verdammt noch mal, das habe ich nicht gewollt. Aber so kann es kommen.«

»Meine ich auch.«

»Muss ich mir einen Vorwurf machen, Suko?«

»Hör auf zu jammern. Du hast alles getan, was in deiner Kraft stand. Vorwürfe gelten nicht.«

»Na ja, das hoffe ich.«

Bisher hatte Ewald die Augen geschlossen gehabt. Nun öffnete er sie und sah die Gesichter der Männer über sich. »Ich wollte nichts essen. Ich kann nichts mehr essen. Ich will Blut, habt ihr gehört? Ich will nur das Blut haben.«

»Warum?« fragte Suko.

»Weil es mir Leben gibt. Man hat es mir versprochen. Es wird mir Leben geben.«

»Welches Leben?«

»Das immerwährende Leben, das ewige Leben. Das hat man mir versprochen. Er ist der Meister. Er weiß allein, wie…«

»Vergessen Sie Sheldon Drake. Seine Zeit hier ist abgelaufen. Wir werden ihn stoppen.«

Ewald lachte Suko aus. »Nein, ihn kann keiner stoppen. Auch du wirst es nicht schaffen.«

»Abwarten.«

Gerd Naumann kam nickend zu ihnen zurück. »Ja, es hat geklappt. Sie werden einen Wagen schicken.«

»Gut.« Suko nickte. »Dann können wir ihn nach vorn tragen.«

Erst als Ewald schon schwebte, stellte er eine Frage: »Wo bringt ihr mich denn hin?«

»In Sicherheit.«

»Ich will zu…«

»Du wirst Drake nicht mehr sehen, mein Junge. Sei froh, wenn du durchkommst und laufe nicht mehr den Sprüchen falscher Propheten nach. Das hat keinen Sinn.«

Gerd Naumann, der vorausgeeilt war, hatte drei Stühle in einer Reihe aufgestellt. Die Fläche war lang genug, um dem Kranken den nötigen Platz zu geben.

Seine Haut erinnerte an das herbstliche Laub. Sie sah aus, als würde sie verwelken. Die Augen hatten sich tief in die Höhlen zurückgezogen. Das dünne Haar wirkte gepudert, und die sich farblich vom Gesicht kaum abhebenden Lippen zeigten Risse wie ein alter Gummischlauch.

Timo Schneider kam mit einem Glas Wasser. »Hier, das wird ihm wohl gut tun.«

»Danke.« Gerd Naumann nahm es an sich. Er wollte den Mann trinken lassen, doch Ewald stieß mit dem Kinn gegen das Glas, so dass Wasser überschwappte.

»Neiiinnn«, keuchte er. »Ich will Blut. Ich muss Blut bekommen! Er soll es mir bringen.«

»Drake ist nicht da!« erklärte Suko.

»Bringt mich zu ihm.«

Von draußen fiel das flackernde Drehlicht des Krankenwagens in den Polizeiraum. Wenig später kümmerten sich zwei Sanis und ein Arzt um den Mann. Der Doktor schüttelte den Kopf. »Was ist denn mit ihm geschehen? Das sieht nicht gut aus.«

»Untersuchen Sie sein Blut, er braucht wohl eine Transfusion«, sagte der Kommissar. »Mehr kann ich Ihnen leider auch nicht sagen.«

»Ja, mal schauen.«

Die Helfer legten den Verletzten behutsam auf die Trage und trugen ihn weg. Naumann begleitete sie. Harry Stahl und Suko blieben zurück.

Beide nickten sich zu.

»Dann werden wir uns mal die Klinik aus der Nähe anschauen, Harry. Ich bin schon ganz wild darauf.«

»Und ich fahre Sie hin.« Gerd Naumann hatte die Worte gehört. »Den Weg kenne ich gut.«

»Einverstanden. Allerdings nehmen wir zwei Wagen.«

»Ist mir recht.«

Suko wandte sich an Timo Schneider. »Sie bleiben bitte hier. Sollte ein gewisser John Sinclair anrufen, nehmen Sie das Gespräch bitte auf Kassette auf.«

»Das haben wir nicht.«

»Okay, dann schreiben Sie es auf.«

»Ich werde es versuchen.«

Suko schlug Harry Stahl auf die Schulter. »Komm, mein Junge, ich lasse Vampire nicht gerne warten…«

***

Es war zwar kein Vampirwetter - also Vollmond und Dunkelheit -, doch der Dunst über den Feldern und der düstere Himmel reichten schon aus, um der Landschaft einen gespenstischen Eindruck zu verleihen.

Durch dieses düstere Gelände bewegten sich nur wenige Fahrzeuge, denn abseits der normalen Straßen fuhr normalerweise freiwillig kaum jemand. So fielen auch die beiden Fahrzeuge auf, die in die Weite der Fluren rollten und ein Ziel anvisierten, das dort liegen

musste, wo auf einer flachen Hügelkuppe ein pilzförmig angeordneter Wald wuchs.

Harry Stahl, der an dem Hinterreifen des Polizei-Wartburgs klebte, nickte ein paar Mal, als er das Waldgebiet mit den pilzkopfförmigen Ausmaßen sah. »Da oben muss es irgendwo sein. Das hat uns der gute Naumann ja erzählt.«

Suko nickte nur. Er hatte sich gedanklich mit Berlin und seinem Freund John Sinclair beschäftigt und sich gefragt, wie es dem Geisterjäger wohl ergehen würde.

Die Strecke war schlecht. Ein Weg, auf dem nur hin und wieder Asphaltstücke zu sehen waren. Ansonsten bestand er aus feuchter blanker Erde, auf denen hin und wieder die Pfützen des letzten Regens wie dunkle Augen schimmerten.

Als Begleiter war ihnen schon längst der dunkle Schwärm der Raben aufgefallen, die hoch über ihnen durch den düsteren Himmel flogen wie Todesboten, die sich der düsteren Landschaft anpassten.

Die offizielle Straße lag hinter ihnen. Sie waren an zwei verlassenen Bauernhäusern vorbeigefahren und an zerstörten Zäunen, deren Holzlatten allmählich verfaulten.

Rechts von ihnen lag der Turm der Schlosskirche. Wie ein grauer Riesenfinger schob er sich in den Dunst.

»Was hoffst du denn da zu finden?« fragte Harry.

Suko räusperte sich. »Nun ja, zumindest unseren Spezie Dr. Sheldon Drake.«

»Meinst du?«

»Wenn er hier nicht ist, wo sonst?«

»Möglicherweise hat er noch einen weiteren Schlupfwinkel. Glaubst du denn daran, dass wir es bei ihm mit einem Vampir zu tun haben?«

»Davon gehe ich aus.«

»Wie sehen deine Erfahrungen mit Vampiren aus?«

Suko wiegte den Kopf. »Im allgemeinen gut. Aber im Besonderen, ich denke da an Will Mallmann, Dracula II, nicht so rosig. Er hat uns verdammten Ärger bereitet.«

»Und das mit seiner Vorkenntnis.«

»Du sagst es.«

Stahl schüttelte den Kopf. »Meine Güte, wenn ich daran denke, dass ich praktisch sein Nachfolger in Deutschland geworden bin, so wünsche ich mir nur, dass mich dieses Schicksal nicht ereilt.«

»Du mußt eben aufpassen.«

»Und dabei hätte ich vor einem Jahr jeden für einen Spinner und Scharlatan gehalten, der mir so etwas erzählt hätte. Was es bei uns offiziell nicht gab, das durfte auch nicht sein.«

»So denken aber noch viele. Das war für euren Teil des Landes nicht spezifisch. Wir haben oft genug mit Widerwillen und Ignoranz zu

kämpfen, auch in den Reihen der eigenen Kollegen. So etwas wird sich niemals ändern, glaube mir.«

»Dazu kann ich nichts sagen, Suko.«

Vor ihnen rutschte der Wartburg durch den Schlamm. Sein Heck schwänzelte, die hinteren Reifen drehten durch, bevor sie wieder packten und der Wagen weiterfuhr.

Der Audi schaffte es besser, und Suko, der aus dem Fenster schaute, waren die anderen Reifenspuren nicht entgangen. Ein Zeichen, dass sie nicht die ersten waren, die sich in Richtung Klinik bewegten, von der noch nichts zu sehen war.

Am Waldrand, den sie sehr bald erreichten, stoppte Gerd Naumann und stieg aus. Er schaukelte auf den Audi zu, bückte sich und sprach durch die geöffnete Scheibe. »Wenn ich einen Vorschlag machen darf«, sagte er in seiner bedächtigen Art, »dann würde ich sagen, dass wir hier stehenbleiben und Sie den Rest zu Fuß gehen.«

»Schön.« Harry Stahl nickte. »Jetzt müssen Sie uns nur sagen, wo wir das Ziel finden.«

»Gehen Sie hier links um die Waldspitze herum. Dann können Sie das Haus nicht verfehlen. Es ist leider nur von einer Seite her einsehbar. Ich könnte auch mitgehen…«

»Nein, nein, fahren Sie mal wieder zurück. Warten Sie auf Sinclairs Anruf.«

»Ja.« Er hob die Schultern und seinen Oberkörper gleich mit an. »Es war nur ein Vorschlag.«

»Gut.« Harry Stahl und Suko stiegen aus.

Naumann schaute in die entsprechende Richtung. Mit einer Hand strich er durch seinen dunklen Bart, der wie gefärbtes Sauerkraut Mund und Kinn umwucherte. »Man muss eben manchmal improvisieren, aber das werden wir auch lernen. Das heißt, wir können es schon. Wenn ich daran denke, was wir früher alles unter der Hand besorgt haben…«

Harry Stahl klopfte ihm auf die Schulter. »Okay, Kollege, Sie fahren jetzt wieder.«

»Natürlich, natürlich.« Er nickte. Dann deutete er gegen den düsteren Himmel. »Schauen Sie sich die Raben an. Die gehören irgendwie dazu, finde ich. Manchmal habe ich den Eindruck, als wären sie verwandelte Menschen. Wie im Märchen.«

»Leider erleben wir kein Märchen.«

Naumann schüttelte den Kopf. »Ist schwer zu glauben, Herr Stahl.« Er ging zu seinem Wagen, stieg ein, wendete ihn und fuhr langsam ab.

Harry Stahl schaute lächelnd und kopfschüttelnd hinter ihm her. »Für den guten Naumann ist alles zu schnell gekommen, finde ich.«

»Für wen nicht?«

»Da hast du recht, Suko.« Er wechselte das Thema. »Frage: Hast du

dir bereits einen Plan zurechtgelegt?«

»Nein, noch nicht. Wir werden zusehen, dass wir so schnell wie möglich an die Klinik herankommen. Der Nebel wird sich verstärken, daran glaube ich fest.«

»Ja, zu dieser Zeit immer.«

Die beiden Männer durchquerten eine »tote« Landschaft. Selbst der Wald sah tot aus. An den Ästen hing kaum noch ein Blatt. Durch den ersten Frost und den nachfolgenden Sturm waren die meisten von ihnen abgeweht worden und lagen auf dem Waldboden, wo sie einen dicken Teppich aus fauligem Laub bildeten.

Sie umgingen die Waldspitze. Dass es der richtige Weg war, erkannten sie anhand der Reifenspuren, die sich im feuchten Erdreich abzeichneten. Sie sahen sehr frisch aus, ein Zeichen dafür, dass die Strecke jüngst erst befahren worden war.

Natürlich rechnete Harry damit, auf den VW-Bus zu treffen. Er hatte Suko auch von dem Kittelmenschen berichtet, von dem er angegriffen worden war.

Leise konnten sie nicht gehen. Unter ihnen raschelte das Laub, hin und wieder brachen auch alte Zweige. Der Himmel zeigte ein graues, düsteres Gesicht, unter dem die schwarzen Raben, die Totenvögel, ihre Kreise zogen.

Vor ihnen öffnete sich das Gelände. Die Stürme im letzten Frühjahr hatten auch Ostdeutschland nicht verschont und einen Teil des Waldbestandes zerstört. So auch hier. Durch die Lücken der quer- und schiefliegenden Bäume hinweg schauten sie auf die Front eines ebenfalls grauen Gebäudes, das auf Suko beim ersten Hinsehen den Eindruck eines alten Ausfluglokals machte, denn es besaß noch einen Vorbau, dessen Dach durch ebenfalls hölzerne Säulen abgestützt wurde.

Ein Garten umgab den Vorbau. Früher war er vielleicht prächtig gewesen, heute präsentiert er sich als verwildertes Grundstück und sah so aus, als wollte er bald das gesamte Haus umgeben.

In den Garten hineingefahren war der VW-Bus. Einen Zaun sahen sie nicht, auch kein Eisengitter, das ein Grundstück umschloss. Der VW-Bus hatte freie Bahn bekommen.

Die Fassade sah aus, als wollte sie in den nächsten Tagen zusammenfallen. Ehemals weiße Rahmen waren im Laufe der Zeit grau geworden. So grau wie auch die Scheiben, an denen der Schmutz klebte.

»Da tut sich nichts«, murmelte Harry Stahl. »Kein Licht hinter den Fenstern.«

»Vergiß nicht, dass Vampire die Helligkeit hassen.«

»Sind die Patienten denn Blutsauger?«

»Zumindest befinden sie sich auf dem Weg dorthin.«

»Wir werden sehen.« Harry Stahl ging vor. Suko folgte ihm und blieb erst stehen, als sie den VW-Bus erreicht hatten. Beide schauten sie hinein.

Der Wagen war leer. Etwas anderes hatten sie auch nicht erwartet. »Die sind alle im Haus«, flüsterte der Kommissar.

»Das denke ich auch.«

»Komisch ist mir schon«, flüsterte Harry, als sie weitergingen, dann unter dem breiten Vordach stehenblieben und noch einmal zurückschauten.

Sie sahen nur einen kleinen Teil der Stadt. Vor ihr lagen die Felder, auf deren graubraunen Flächen sich die Dunstschwaden festkrallten. Weit im Hintergrund führte die Straße vorbei. Die Wagen fuhren alle mit Licht.

Ihre hellen Augen waren kaum zu erkennen.

Eine alte Holztür musste irgendwann einmal weiß gestrichen worden sein. Längst war die Farbe abgeblättert. Sie hing nur mehr an einigen Stellen auf dem Holz wie eine alte Tapete.

Die Klinke sah schwer und wuchtig aus. Sie hatte im Laufe der Zeit Rost angesetzt, war aber an der Oberseite zum Teil blank. Dort hatten die Besucher hingefaßt, wenn sie die Tür aufzogen.

Auch Suko legte seine Hand auf die Klinke. Er schaute noch einmal in das Gesicht des Kommissars, der daraufhin lächelte, was allerdings mehr einem Zucken der Mundwinkel gleichkam. Sehr wohl fühlte Harry sich in seiner Haut nicht.

»Bist du klar?« fragte Suko.

»Wie man's nimmt.«

Suko öffnete die Tür. Sie ließ sich ziemlich schwer nach innen drücken.

Der Inspektor war froh, dass er sie nicht aufbrechen hatte müssen. Er betrat endlich das Haus, das sich Dr. Sheldon Drake als neues Wirkungsfeld für seine gefährlichen Aktivitäten ausgesucht hatte.

Der Inspektor kannte das alte Gemäuer in Sussex, dieses hier sah ebenso schlimm aus, auch wenn es möbliert war. Es roch muffig, nach Tod und auch nach Blut. Letzteres konnte auch Einbildung sein.

In der Halle standen sehr alte, mit Stoff bezogene Sessel. Die Farbe erinnerte an Ochsenblut. Die Sessel besaßen hohe Lehnen, zwischen ihnen standen leere Tische, auf denen die grauen Häkeldecken deplaziert wirkten.

Das alte Holz des Fußbodens knarrte und ächzte unter dem Gewicht der Männer.

Unter der Decke hing ein alter Lüster. Eine breite Treppe führte nach oben. Doch auch hier unten zweigten mehrere Türen ab, die allesamt geschlossen waren.

Niemand saß in den Sesseln. Keiner ließ sich zur Begrüßung blicken.

Die Stille lag wie eine lastende Wolke über dem großen Raum, in dem der Staub flirrte.

Harry Stuhl zeigte ein enttäuschtes Gesicht. »An und für sich bin ich es gewohnt, begrüßt zu werden, aber wie es aussieht, will man uns hier nicht haben. Du weißt besser Bescheid, Suko. Sehen so die Heimstätten für Vampire aus?«

»Kommt drauf an. Wichtig ist für sie die Dunkelheit. Da kommt ihnen der Sarg noch immer recht.«

»Normalerweise findet man den im Keller.«

»Da werden wir auch suchen. Ich suche schon den Zugang.«

»Moment, da kommt jemand.« Harry hob einen Arm. Auch Suko hatte die Schritte gehört, die über ihnen erklungen waren. Sie konnten den Lauf genau verfolgen, sahen sogar, dass sich der Kronleuchter zitternd bewegte. Ihre Blicke glitten in eine bestimmte Richtung, zur Treppe.

Wenig später hallten Schritte auf den Stufen wider. Da die Treppe in einem leichten Bogen hochführte, war der Hinabgehende nicht sofort zu erkennen, erst als er die Hälfte hinter sich gelassen hatte, wurde er sichtbar, und Harry Stahl stieß scharf die Luft aus.

»Das ist der Kittelträger, Suko.«

Er hätte es auch nicht erklären brauchen, denn der Mann trug diesen Kittel noch immer. Er hatte ihn vorn nicht geschlossen. Ein Pullover und eine Hose waren zu sehen. Das Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck, die Lippen bewegten sich, ohne dass der Mann sprach.

Stumm stieg er die Treppe hinab, aber mit einem Gefühl der Sicherheit, das irgendwo »sprechen« konnte, denn er machte den Eindruck eines Mannes, der sagen wollte: Mir kann keiner.

»Sehen so Sieger aus?« fragte Harry.

»Keine Ahnung, ich kenne da zu wenige.«

Der Kittelmann blieb stehen. Seine kurzen Stummelfinger wiesen auf die beiden Besucher. »Was wollen Sie?«

»Von Ihnen nichts«, sagte Harry.

»Sondern?«

»Drake, Meister. Wir wollen Dr. Sheldon Drake. Und wir werden ihn zu sehen bekommen.«

»Wer sagt das?«

»Ich.«

»Sie haben hier nichts zu sagen. Ich bin Dr. Drakes Stellvertreter. Ich sorge hier für Ordnung.«

»Klar - und schaffen die Kranken weg.«

»Das ist Therapie.«

»Wie der Angriff mit der Heugabel.«

Der Kittelträger lachte nur.

Suko wurde es zu bunt. Er wollte so schnell wie möglich an diesen

Dr. Drake heran. Mit einem großen Schritt war er an Harry Stahl vorbei, der nächste brachte ihn bis vor den Kittelträger, und dann packte Suko zu.

Unter dem Hals des Mannes drehte er den Pullover zusammen und drückte den seltsamen Hausmeister gleichzeitig zurück, damit er mit dem Rücken gegen die Wand stieß.

»Hören Sie zu, Mann! Sie werden uns jetzt zu Drake bringen. Ob Sie wollen oder nicht. Ist das klar?«

Der Mann schnappte nach Luft. »Du Scheiß-Chinese, du…« Er verstummte, denn Suko drückte ihm einen Zeigefinger gegen den Hals.

Er hatte ihn nur quergelegt, aber der Kerl lief rot an, röchelte und hustete, als Suko den Finger wegnahm.

»Klar?«

»Ja, ich mache es.«

»Schön. Haben Sie auch einen Namen?«

»Ich heiße Radke.«

»Schön, Herr Radke. Es kommt allein auf Sie an, wie alles weiterläuft. Ob negativ oder positiv. Für uns ist Sheldon Drake wichtig. Ihn wollen wir haben.«

Suko drehte den Kerl herum und stieß ihm die flache Hand gegen den Rücken.

Radke taumelte auf die Treppe zu und stolperte die Stufen hoch. Das alte Holz zeigte an gewissen Stellen bereits Risse, und auch das Geländer machte nicht gerade einen vertrauenerweckenden Eindruck.

Suko blieb dicht hinter dem Mann, gefolgt von Harry Stahl, der sich in diesem großen Haus nicht wohl fühlte.

»Wo sind denn die Zimmer der Kranken?«

»Oben.«

»Und Drake sitzt wo?«

»Auch oben.«

Dort brannte ein schwaches Licht. Drei Lampen erleuchteten den langen Gang, von dem die zahlreichen Türen an beiden Seiten abzweigten und in kleinen Nischen standen. Jede Tür war geschlossen. Die Männer hörten auch keinen Laut, aber Suko wollte wissen, ob Radke gelogen hatte, deshalb hielt er ihn an der Schulter fest.

»Moment noch, Freund. Ich möchte mir etwas anschauen.«

»Was denn?«

Als Antwort sah er, wie Suko eine Tür auf der linken Gangseite öffnete.

Der Blick fiel in einen kleinen Raum. Ein Bett, ein Stuhl, ein schmaler Tisch, ein Schrank.

Auf dem Bett lag eine Frau. Sie hatte ihr Gesicht der Tür zugedreht und richtete sich langsam hoch. Sehr mager sah sie aus, die Blicke ihrer dunklen Augen flackerten. »Ist… ist es jetzt soweit? Bekommen

wir die nächste Spritze?«

Suko bekam eine Gänsehaut, als er die Person sah. Sie war ein menschliches Wrack und musste unter dem Druck der eingespritzten Sucht sehr leiden.

»Noch nicht.«

»Aber wir brauchen sie - bitte…«

»Okay«, sagte Suko mit gepresster Stimme, »okay.« Dann zog er die Tür wieder zu.

Diese Person war kein Vampir gewesen, aber sie lechzte ebenso nach Blut wie diese Wiedergänger, und das war für ihn einfach nicht zu fassen. Welch ein Satan und welch teuflische Methode musste dieser Mann entwickelt haben, um Menschen derart in seine Gewalt zu bekommen?

Radke duckte sich unter Sukos Blick zusammen. Er sah die Wut in den Augen des Inspektors und deutete nach vorn. »Können wir weitergehen?«

»Ja, laufen Sie vor.«

»Gut, gut.« Er ging jetzt schneller, als wäre er auf der Flucht. Sie mussten bis zum Ende des Ganges durchgehen, und Harry Stahl flüsterte Suko zu: »So schauen sie alle aus. Ich… ich habe sie ja im Wagen hocken sehen.«

»Die müssen hier raus, bevor es zu spät ist.«

»Ist es nicht schon zu spät?«

»Noch sind sie keine Vampire, Harry. Oder hast du etwas an ihnen festgestellt?«

»Nein, die Gebisse sind normal.«

»Eben.«

Radke war vor der letzten Tür stehengeblieben und hatte sich den Männern entgegengedreht. »Hier ist es!« flüsterte er.

»Dann gehen Sie als erster.«

»Warum ich?«

Suko schleuderte ihn herum. »Machen Sie schon, verdammt!«

»Na ja, gut.« Radke klopfte. Es klang dumpf, wie ein verfremdeter Glockenschacht.

Ansonsten umgab die Männer eine klamme Stille, und an den Wänden schimmerte es feucht, wo sich das Kondenswasser abgesetzt hatte. Es erklang keine Aufforderung, das Zimmer zu betreten, was Radke allerdings nichts ausmachte.

Er öffnete die Tür, wollte zur Seite treten, aber Suko hielt ihn fest und schob ihn über die Schwelle in einen abgedunkelten Raum hinein, der ihnen vorkam wie ein riesiger Sarg. Sie ließen die Tür offen, damit wenigstens vom Gang etwas Licht hineinfiel, das sich allerdings verlor, bevor es die Mitte des Raumes erreicht hatte.

»Und hier soll Drake sein?« wunderte sich Harry Stahl.

»Ja«, sagte der Kittelträger.

»Als Vampir könnte er sich in einer derartigen Umgebung wohl fühlen«, sagte Suko, »nur für uns ist die Dunkelheit weniger schön, aber das werden wir gleich haben…«

Er hatte zur Lampe greifen wollen, doch der Klang einer flüsternden Stimme unterbrach ihn. »Willkommen in meiner Klinik. Ich finde es gut, dass ihr den Weg gefunden habt.«

»Das ist er!« wisperte Harry Stahl. »Jetzt haben wir ihn…«

»Ruhig, Harry, ruhig.« Suko räusperte sich. »Dr. Sheldon Drake?« fragte er dann.

»Ja.«

»Warum zeigen Sie sich nicht?«

»Lassen Sie Ihre Lampe stecken, Suko. Sie werden mich sehen. Ich kann es einfach nicht verantworten, Sie im Dunkeln zu lassen, wo sie schon den weiten Weg auf sich genommen haben.«

»Das meine ich auch.«

»Schauen Sie nach vorn, Inspektor. In den nächsten Sekunden erfülle ich Ihnen einige Wünsche.«

Die Stimme des Unsichtbaren besaß einen Klang, den Suko nicht mochte. Er stufte ihn als schleimig ein, als widerlich und gleichzeitig auch als überheblich.

Radke stand links von ihm, mit dem Rücken gegen die Zimmerwand gedrückt. Neben sich hörte er Harry Stahl scharf atmen und dann flüstern:

»Suko, hier riecht es nach Tod. Das ist ein besonderer Geruch. Den kenne ich aus meiner Kindheit, und schon damals habe ich ihn nicht gemocht. Einfach widerlich.«

»Mach dich darauf gefasst, dass du bald zum ersten Mal in deinem Leben einen Vampir siehst.«

»Daran denke ich die ganze Zeit. Willst du Silberkugeln nehmen, wenn du gegen ihn…«

»Sicher.«

Die Stimme schwang ihnen wieder entgegen. »Ich will, dass Sie genau dort stehen bleiben, wo Sie jetzt sind. Sonst werden Sie keine Chance bekommen.«

»Reden Sie nicht so lange, Drake. Wir haben nicht viel Zeit.«

Der Unsichtbare lachte. »Das unterscheidet mich eben von den Menschen. Ich habe alle Zeit der Welt.«

»Wenn wir ihn sehen wollen, braucht er Licht. Kann er denn damit existieren?«

»Das frage ich mich auch, Harry.«

Die Antwort ließ nicht einmal Sekunden auf sich warten. Es wurde heller in einem gewissen Teil des Raumes, aber es war Licht, das den Namen nicht verdiente.

Ein sehr schwacher Schein breitete sich aus. Graues Licht, mehr dunkel als hell, doch immerhin so stark, dass es die Konturen der Gestalt hervortreten ließ.

Die Person saß hinter einem Schreibtisch, auf dessen Platte sie die Hände gelegt hatte. Sie schauten hervor aus den Ärmelöffnungen des weißen Kittels, den Dr. Drake trug, und der am Hals hochgeschlossen war. So sah der Kopf aus, als würde er aus dem Ausschnitt hervorwachsen.

Welch ein Gesicht!

Sehr groß und breit, gleichzeitig aber wieder schmal, weil es zum Kinn hin spitzer zulief. Ein hellbrauner Haarkranz bedeckte den Schädel wie Asche.

Vielleicht war die Haut deshalb so dunkel, braungrau, durchzogen von Falten, die an Bruchstellen an altes Leder erinnerten.

Eine lange Nase, ein breiter Mund, Augen, die möglicherweise einen leichten Rotschimmer in den Pupillen besaßen, und ein breiter Mund unter der Nase, dessen Lippen fest geschlossen waren.

Den rechten Arm bewegte der Mann und ließ ihn unter den Schreibtisch gleiten.

Harry Stahl gefiel die Bewegung nicht. Er zog seine Silberkugel-Beretta hervor.

»Noch nicht«, hauchte Suko. »Warte ab, was Drake noch vorhat. Es ist ein Spiel, und wir machen mit.«

»Aber nicht mehr als Statisten.«

Die Hand des Mannes erschien wieder. Diesmal nicht mehr leer. Als Drake sie wieder auf den Schreibtisch legte, stach etwas Langes, Helles und Dunkles aus der Faust hervor, dessen Spitzen golden schimmerte.

Es war eine Spritze, und sie war gefüllt mit Blut!

Dr. Drake ließ ein leises Lachen hören, bevor er den Arm anwinkelte und den Ellbogen auf die Tischplatte stemmte. Er bewegte die Finger der rechten Hand und sorgte dafür, dass die Spritze zwischen Zeige- und Mittelfinger geriet.

Nun war er zufrieden, nickte sich selbst zu - und öffnete seinen breiten Mund.

Harry Stahl und Suko sahen es zugleich.

Aus dem Oberkiefer wuchsen zwei lange Vampirzähne hervor!

***

Darauf hatten sie gewartet, darauf hatten sie gehofft und endlich die Bestätigung bekommen.

Dr. Sheldon Drake war ein Vampir!

Er sagte nichts, er blieb in der Haltung und kam den Betrachtern vor wie ein Standbild aus einem Film, das jemand außen in den Schaukasten des Kinos gehängt hatte.

Harry Stahl konnte nicht anders, er musste einfach lachen und schüttelte den Kopf. »Das ist… das habe ich mir gedacht. Das ist doch der reine Wahnsinn…«

»Ich sagte dir doch, dass du einem Vampir begegnen würdest. Jetzt steht er vor dir.«

»Verflucht noch mal, ich…«

»Sei ruhig, Harry, auch wenn es schwer ist. Reiß dich zusammen, wir werden es packen.«

»Ja klar, ich…« Er wischte über seine Stirn, weil sie schweißnass geworden war.

In diesem Augenblick drehte der Vampir seinen übergroß erscheinenden Schädel. Er hatte bisher auf die aufgezogene Spritze geschaut, nun richtete er seinen Blick auf die beiden Besucher und ließ den Arm mit der Spritze langsam sinken.

»Wisst ihr Bescheid?«

»Wir ahnen etwas«, sagte Suko.

»Ich gehöre zu den Wesen der Nacht. Ich bin ein Blutsauger, denn ich habe beschlossen, meinen Aufenthaltsort zu wechseln. Ich will das Land überschwemmen. Ich habe einen Auftrag bekommen, und ich werde die Vampire sammeln und mit ihnen weiterziehen, aber ich gehe auch nach einer neuen Methode vor. Niemand soll erfahren, wie sie zu Vampiren wurden. Keiner wird die üblichen Biss-Stellen an den Hälsen der Wesen entdecken, höchstens die Einstiche meiner Vampirspritze an den Innenseiten der Arme, die für den normalen Betrachter auf den einen oder anderen Fixer hindeuten. Dieses Blut ist etwas ganz Besonderes. Es besteht aus der Grundlage eines uralten Lebensssaftes, der mit dem echten Dracula in Verbindung gebracht wurde.«

»Glauben Sie das?« fragte Suko..

»Ich weiß es.«

»Darüber denke ich anders. Das Blut des alten Vampirs ist zwar vorhanden, doch es wurde eingepackt und kirstallisiert, damit es den berühmten Blutstein bilden konnte. Der wiederum befindet sich im Besitz eines anderen.«

»Das stimmt. Aber Will Mallmann hat mir etwas davon überlassen. Siehst du nun klar, Suko?«

Das hatte Suko nicht gedacht. Er war auch nicht zu überrascht worden, denn irgendwo musste es eine Verbindung zwischen Dr. Drake und Dracula II geben.

»Willst du mehr wissen?«

»Ich habe Zeit.«

»Gut, Chinese, ich auch. Ich nehme also das Blut und spritze es den Menschen ein. Sie werden süchtig danach, denn ihr Blut verändert sich dadurch. Nach der dritten Spritze tritt dann die endgültige

Verwandlung ein, dann werden sie zu Vampiren, die sich nicht anders verhalten als ihre Vorfahren auch. Tagsüber werden sie sich in dunklen Höhlen, Räumen oder Särgen versteckt halten. In der Nacht aber kommen sie frei. Das ist ihre Zeit, dann gehen sie auf Beutefang. Nach der dritten Spritze wachsen ihnen die Vampirzähne, das kann ich euch versprechen.«

»Und die, die hier dahinvegetieren, warten auf die dritte Spritze?«

»Ja.«

»Wann wirst du sie ihnen geben?«

»Heute noch, wenn die Dunkelheit sich über das Land gelegt hat. Keiner kann entkommen. Danach schicke ich sie als den zweiten Stoßtrupp los. Sie werden in den Bus gesetzt werden und…«

»Wieso zweiter Stoßtrupp?« Suko war misstrauisch geworden. Er hatte sehr genau zugehört.

»Weil der erste bereits fort ist.«

»Als Vampire?«

»So ist es.«

»Und wo ist er hin?«

Dr. Drake lachte. »Ich wusste genau, dass du diese Frage stellen würdest, und ich sehe keinen Grund, dir darauf keine Antwort zu geben. Ich habe sie nach Berlin schaffen lassen. Dort haben sie ein Hotel gefunden, von dem aus sie operieren werden. Ich werde Berlin zu einer Vampirstadt machen. Wie gesagt, die erste Gruppe ist bereits dort. Und die nächste Nacht wird die ihrer Bewährung sein. Dann lasse ich einen Tag vergehen, bevor ich die nächste Gruppe losschicke. Das wird reichen. Um sie wird sich sowieso kaum jemand kümmern, denn die autonomen Gruppen haben sich zusammengefunden, um Randale zu machen. Die Polizei wird beschäftigt sein, meine Freunde allerdings auch. Ein genialer Plan, nicht wahr? In England hatte ich leider keine Chance, ihn so auszuführen, wie ich es wollte. Dieses Land jetzt und die Stadt Berlin sind für mich wie ein offenes Tor. Meine Pläne stehen, nicht nur in der Theorie.«

Es war eine Erklärung und eine gleichzeitige Abrechnung. Selbst Suko, der einiges gewohnt war, bekam das leichte Zittern in den Knien. Er dachte an John Sinclair, der sich in der Stadt aufhielt. Ihm ging es um Nadine Berger, doch Suko konnte sich vorstellen, dass sich Johns Weg mit dem der Blutsauger kreuzte. »Noch Fragen?«

»Nein, Dr. Drake. Oder eine noch.«

»Bitte sehr.«

»Es geht uns auch um eine Frau, eine Bekannte oder eine Freundin. Sie heißt Nadine Berger. Kennen Sie diese Person?«

Trotz des dunklen Lichts glaubte Suko, das Funkeln in den Augen des Vampirs gesehen zu haben. »Es ist möglich, dass ich sie kenne.«

»Sie muss sich in Berlin aufhalten.«

»Vielleicht.«
»Sie gehört zu Mallmann.«
»Ist sie seine Vertraute?«
»Sie hätte es werden können.«
Suko blieb immer vage. Leider der Blutsauger auch, denn er sagte mit kühler Stimme: »Ich kann meine Freunde in einer so großen Stadt natürlich nicht allein lassen.«
»Ist sie es, oder ist sie es nicht?«
»Ich würde mir an eurer Stelle darüber keine Gedanken machen. Es ist alles geregelt worden.«
»Da bin ich nicht sicher!« erklärte Suko und zog ebenfalls seine Beretta.
Er sah nicht, dass es Radke geschafft hatte, sich hinter ihm zu bewegen und das Zimmer durch die offene Tür zu verlassen. Lautlos war er in den Gang gehuscht.
»Sollen wir?« fragte Harry, der froh war, nicht allein vor dem Blutsauger zu stehen.
»Ja, wir können. Aber eines stört mich. Ich kann nicht verstehen, dass sich Drake so offen vor uns hinsetzt. Er weiß, dass ich eine besondere Waffe trage.«
»Er überschätzt sich.«
»Das glaube ich kaum.«
Der Blutsauger hatte sich vorgebeugt, den Mund nicht ganz geschlossen, sondern ihn zu einem Lächeln verzogen, dessen Ausdruck als hinterlistig und tückisch bezeichnet werden konnte.
»Ihr wollt schießen?«
Harry Stahl konnte nicht mehr an sich halten. »Ja, du verfluchte Bestie!« brüllte er, »und zwar mit geweihten Silberkugeln, die dein untotes Leben zerfetzen werden.«
»Ich warte!«
Und Harry schoss!
Er opferte sogar zwei geweihte Kugeln. Wie auf dem Schießstand hatte er sich aufgebaut, sein Gesicht war vor Anstrengung verzerrt. Die Augen bildeten Kreise, und er freute sich über den Klang der Schüsse.
Wenig später freute er sich nicht mehr, denn der Vampir stand locker auf, als wäre nichts geschehen. Er schüttelte sogar den Kopf, als wollte er sich über die beiden Männer lustig machen.
Ein Ziel hatte Harry schon getroffen. Nur war es nicht der Vampir gewesen, sondern eine dünne, trotzdem schuss- und kugelsichere Glaswand, die den Raum von einer Seite zur anderen durchzog und bisher nicht zu sehen gewesen war.
Jetzt kristallisierte sich ein Teil davon hervor, denn an der Stelle, wo sich die beiden Silbergeschosse platt geschlagen hatten, waren

milchige Punkte zu sehen, umgeben von einem Muster aus hauchdünnen Fäden.
»Ja«, sagte Drake und öffnete eine zweite Tür, bevor er ging. »Das war es dann wohl.«
Einen Wimpernschlag später war er verschwunden!

***

Harry Stahl und Suko standen da wie zwei Verlierer. Der Kommissar mehr als sein Kollege aus London, den gewisse Dinge so leicht nicht erschüttern konnten.
Er nickte Harry zu. »So etwas Ähnliches hätten wir uns eigentlich denken können. Kein Vampir zeigt sich so offen, wenn er weiß, wie seine Gegner bewaffnet sind.«
»Das ist ein durchtriebener Hund, Suko.«
»Wenn du mit dem Ausdruck mal auskommst.«
Der Kommissar ging vor. Die Waffe hielt er fest. Ihre Mündung stieß als erste gegen die unsichtbare kugelsichere Glaswand und fuhr mit einem Kratzen daran nach unten.
Harry Stahl drehte sich wieder um. Es sah noch so aus, als wollte er gegen die Wand schlagen, dann ließ er den Arm wieder sinken und schüttelte den Kopf.
»Las es, Harry, wir müssen ihn suchen.«
»Und wo, verdammt?«
»Hier im Haus.«
»Der wird doch verschwinden, Suko, der wird sich zurückziehen. Ich glaube einfach nicht daran, dass er…«
»Keine Sorge, Harry. Typen wie er ziehen ihre Pläne bis zum bitteren Ende durch.« Suko drehte sich der Tür zu. Er sah so aus, als wollte er jemandem eine Frage stellen, doch kein Wort drang über seine Lippen.
Statt dessen blieb er stehen und schüttelte den Kopf.
»Was ist los?«
»Radke ist weg.«
Harry hustete. »Na und? Das war vorauszusehen und…«
»Kein Zufall, Harry. Hier hat alles System und Methode, das kann ich dir versichern. Wir müssen versuchen, die Menschen zu retten. Es muss uns gelingen, sie in den VW-Bus zu schaffen und mit ihnen wegzufahren. Das ist die einzige Möglichkeit.«
»Das glaube ich allmählich auch.« Harry hatte den Schock überwunden und die alte Energie zurückgefunden. Er huschte aus dem Raum, wartete im Gang auf Suko und schüttelte sehr langsam den Kopf. »Da gefällt mir etwas nicht. Diese Ruhe finde ich noch schlimmer als beim ersten Mal. Hier hat sich etwas verändert.«
»Und was, bitte?«
»Kann ich dir nicht sagen. Moment mal.« Er riss die erste Zimmertür

auf und schaute nur für einen Moment in den Raum, bevor er sich wieder umdrehte.

»Leer?« fragte Suko.

»Ja, verdammt!«

Er ließ sich nicht halten. Harry Stahl riss jede Tür auf und schmetterte sie mit einem Fluch auf den Lippen zu.

Der Krach schallte durch das Haus, als wollte er die Wände zerschmettern. Fast an der Treppe blieb Harry Stahl stehen und drehte sich um. Suko ging ihm entgegen, auch Harry schritt auf den Inspektor zu. »Da ist uns jemand zuvorgekommen«, flüsterte er.

Suko nickte. »Ja, Freund Radke.«

Harry lehnte sich gegen die Wand. Er wühlte sein graues Haar auf. »Und wie geht es weiter?«

»Jedenfalls nicht hier oben.«

Der Kommissar überlegte. »Meinst du, dass sie schon verschwunden sind? Der Bus…«

»Die sind noch hier, verlasse dich darauf. Vergiß nicht, was uns Drake gesagt hat. Sie alle brauchen drei Spritzen, um zu Blutsaugern zu werden. Zwei haben sie bekommen, jetzt müssen sie noch eine dritte haben. Und die…«

»Aber wo, zum Henker?«

Suko lächelte, denn er besaß gewisse Erfahrungen. »Wissen ist manchmal gut. Über Vampire Bescheid zu wissen, noch besser. Sie sind Geschöpfe, die sich in der Dunkelheit zurechtfinden, sie wollen dort bleiben, und sie lieben Grüfte und Keller…«

Harry Stahl schnickte mit den Fingern. »Ja, das ist es. Keller, dieses Haus muss einen Keller haben.«

»Und den sehen wir uns an.«

Die beiden hatten es eilig. Es war ihnen egal, ob sie gehört wurden, wie laut sie die Stufen der Treppe hinabpolterten. Hier wusste jeder über sie Bescheid.

Für einen Moment hatte der Kommissar daran gedacht, dass die Sessel in der Halle besetzt sein könnten. Sie waren es nicht. Jeder Sitzplatz war verwaist. Nicht einmal Spuren der veränderten Menschen waren zu entdecken.

Sie gingen nach unten, brachten die Treppe Schritt für Schritt hinter sich.

Keiner achtete auf die Haustür. Sie wurden erst aufmerksam, als sie sich mit einem leisen Knarren öffnete und sich noch in der gleichen Sekunde eine Gestalt hindurchschob.

Den Mann kannten sie.

Es war Gerd Naumann!

***

Das alles war urplötzlich über ihn eingeströmt. So blitzartig wie ein Tropenregen, gewissermaßen aus dem heiteren Himmel, und Gerd Naumann hatte sofort gehandelt.

Der Wagen rutschte noch nach, als er auf die Bremse getreten hatte. Etwas schräg kam er zum Stillstand, wobei der Schatten des Waldes genau auf ihn fiel.

Naumann stieg aus. Er hatte es nicht weit bis zum Haus. Den Weg konnte er mit wenigen Schritten zurücklegen. Auch wenn es den anderen beiden nicht passte, er jedenfalls wollte ebenfalls mit eigenen Augen sehen, was in der Klinik vor sich ging. So kam er sich einfach zu abgeschoben vor.

Schnaufend schlug er den Rückweg ein. Durch den Haupteingang wollte er nicht. Aus Erfahrung wusste er, dass Bauten wie diese gewisse Hintereingänge besaßen, die oftmals nicht abgeschlossen waren, und einen solchen Eingang suchte er.

Auf dem verwilderten Grundstück wuchs das Unkraut hoch genug, um selbst einem erwachsenen Mann Deckung zu geben. Von Suko und dem Leipziger Kommissar sah er nichts mehr, der Audi stand einsam und verlassen auf dem freien Platz.

Er hielt sich dicht an der Außenmauer und hatte das Gefühl, etwas von dem toten Gestein einzuatmen. Dieser widerliche Geruch wallte ihm entgegen wie die Ausdünstungen allmählich verwesender Leichen, die in dem Mauerwerk eingegraben waren.

Hier roch es nach Verfall, Verdammnis und Vergessen…

Eine Tür entdeckte er an der Seite nicht. Dafür mehrere Kellerfenster, die sogar ziemlich hoch waren und an ihrem Ende mit einem Halbbogen abschlössen.

Es gab kein Fenster, in dem noch eine Scheibe steckte. Einmal stoppte Naumann seinen Lauf und schaute durch eines der großen Löcher in den Keller.

Zu sehen war nichts. Da ballte sich die Dunkelheit sackartig zusammen.

Nicht mal der Umriss eines Gegenstandes trat hervor. Die perfekte Finsternis hatte sich ausgebreitet.

Er ging weiter, erreichte das nächste Kellerfenster und hörte plötzlich einen zischenden Laut.

Sofort blieb er stehen.

Naumann hatte nicht genau herausgefunden, woher der Laut gekommen war. Er schaute nach rechts, da aber bewegten sich nur die Unkrautbüsche im leichten Wind, der auch die grauen Schwaden herantrieb und einen Teil von ihnen umgarnte.

Es war auch dunkler geworden. Wahrscheinlich brach die Dämmerung herein. Zusammen mit dem Nebel schuf sie ein unheimliches Zwielicht, in dem kaum etwas zu erkennen war.

Naumann holte durch die Nase Luft und hatte wieder das Gefühl, den Gestank trinken zu müssen. Dieser verfluchte Leichen- oder Modergeruch hatte sich verstärkt, als wäre in seiner Nähe eine verfaulte Leiche abgelegt worden.

Er wollte weiter, doch das Schicksal hatte die Karten für ihn anders gemischt…

Wie ein Blitz fuhr die Hand aus dem Kellerloch neben ihm. Er hatte sie nicht gesehen, aber er spürte sie, als sie mit einem eisenharten Griff seinen linken Fußknöchel umklammerte.

Naumann schrie nicht einmal. Der Ruck warf ihn auf den Rücken, er starrte in den Himmel, dann griff eine zweite Klaue zu und umfasste den anderen Fußknöchel.

Jetzt war die Falle perfekt!

Wer immer sein Gegner war, er besaß Kräfte, gegen die Gerd Naumann nicht ankam.

Auf dem feuchten Untergrund rutschte der Polizist rücklings der Kelleröffnung entgegen, die breit genug war, um ihn aufzunehmen. In dieser für ihn fürchterlichen Zeitspanne wurde ihm klar, dass er genau das Falsche getan hatte.

Jetzt war es aus, vorbei, sie hatten ihn.

Als er dies begriffen hatte und endlich schrie, da rutschte er bereits durch das Loch.

Sein Schrei verhallte innerhalb des stockfinsteren Kellerraums und stoppte abrupt, als sich auf seine Lippen eine eisige Klaue legte, die ihm die Luft abschnitt.

Er konnte nichts sehen, er gurgelte, er schlug um sich, leider mit zu matten Bewegungen, die seinen Feind nicht einmal kümmerten. Brutal wuchtete er sein Opfer herum, hob es an und schleuderte es dann quer durch den stockdunklen Kellerraum.

Der Polizist sah noch immer nichts. Er ruderte verzweifelt mit den Armen, bis er gegen die Wand krachte, sich noch den Hinterkopf prellte, Sterne vor seinen Augen funkeln sah und das weiche Gefühl in den Knien spürte.

Dann sackte er mit einem langen Seufzen auf den Lippen in die Knie und blieb hocken.

Er wurde nicht bewusstlos, nur der Schmerz tobte durch seinen Kopf.

Der Wille zum Überleben aber steckte auch noch in ihm. Es war nur ein Funke, doch er flammte hoch und ließ ihn die Schmerzen für kurze Zeit vergessen.

Gerd Naumann streckte den rechten Arm seitlich aus. Er stützte sich auf dem kalten Boden ab, um auf die Beine zu kommen, denn jetzt beherrschte der Gedanke an Flucht sein gesamtes Sinnen und Trachten.

Er kam nicht einen Schritt weit, und auch auf die Beine konnte er

sich aus eigener Kraft nicht stemmen, denn jemand war bei ihm und riss ihn hart hoch.

Normalerweise wäre er gefallen, aber der Fremde hielt ihn eisern fest, drückte ihn wieder zurück, bis Naumann abermals mit dem Hinterkopf gegen die Wand stieß.

»Wer… wer bist du…?«

»Ich hole mir dein Blut, Freund…«

Die Stimme konnte mit einem Röcheln verglichen werden. Dennoch war jedes Wort zu verstehen gewesen, und diese Drohung drang in seine Seele hinein wie Eissplitter.

Blut… der andere wollte Blut! Dann war er der Vampir, dann war er Dr. Sheldon Drake, der in diesem verfluchten Keller gelauert und endlich seine Beute bekommen hatte.

Gerd Naumann war kein Kämpfer. Er gehörte mehr zu den Menschen, die leiblichen Genüssen nicht abhold waren, was seine Figur auch preisgab. Dementsprechend schwerfällig bewegte er sich, und er zählte auch nicht zu den Kämpfern, wie man die Polizisten oft in den Kino- und Fernsehfilmen sah. Seine Fälle, falls es überhaupt welche waren, löste er lieber vom Schreibtisch aus.

Das war sein Untergang.

Der Vampir besaß mehr als die doppelte Kraft. Dabei hatte Naumann ihn nicht einmal richtig sehen können. Vor seinem Blickfeld nur tanzte ein dunkler Schatten, wobei er nicht einmal den Umriss genau ausmachen konnte.

Dafür sah er die roten Schatten, die wie lange Streifen hin- und herhuschten.

Dass es Augen waren, bekam er nicht mit. Dafür merkte er jedoch den Wechsel der Hände. Plötzlich lagen sie auf seinen Schultern und drückten eisenhart zu.

Der Stoß zurück.

Naumann schrie, als er gegen die Wand prallte. Wieder hämmerte sein Kopf dagegen.

Dann war es vorbei. Etwas Scharfes, Glühendes riss an seinem Hals und furchte in die Haut. Er merkte, wie das Blut aus der Wunde quoll.

Die Flüssigkeit war warm, im Gegensatz zu den eisigen Vampirlippen, die sehr bald die kleine Wunde umschlossen und dafür sorgten, dass sie das warme Blut aufsaugen konnten.

Der Vampir trank gierig und wild. Er war wie ein Verdurstender, der lange Zeit durch die Wüste gewandert war. Es dauerte nicht lange, bis Gerd Naumann die schwarzen Wolken spürte, die sich über ihn legten.

Sie berührten ihn wie eisiger Ruß. Dass es die Schatten des Todes waren, war ihm nicht bekannt.

Langsam sackte der schwere Mann in die Knie. Der Blutsauger aber hielt ihn mit einer spielerischen Leichtigkeit fest und gab sich erst

zufrieden, als das Blut des Menschen durch seine Adern floss.

Dann ging er in den Hintergrund des Kelleraumes, in eine schmale Kabine.

Dass es ein alter Fahrstuhl war, wusste außer ihm kaum jemand…

***

Gier ließ ihn erwachen! Er stellte fest, dass er auf dem Rücken lag und mit geöffneten Augen hineinstarrte in die Finsternis hoch über ihm, die an keiner Stelle durchbrochen wurde.

Nur Schwärze, Nacht und Dunkelheit…

Eine neue Welt für ihn, doch eine Welt, in der er sich zu Hause fühlte.

Gerd Naumann spürte, dass er anders war. Dass die Dunkelheit ihm Kraft gab und dass er anfing, die Sonne zu hassen, auch wenn er nur daran dachte.

Er stemmte sich hoch.

Seine Bewegungen glichen denen eines Trockenschwimmers. Das alles war für ihn gewöhnungsbedürftig, aber er schaffte es, auf den Beinen zu bleiben, drehte sich und sah das schwach erleuchtete, breite Halbrund des Kellerfensters, das zweierlei Gefühle in ihm weckte.

Zum einen verstärkte der Anblick die Gier in ihm. Er hatte herausgefunden, dass es die besondere Gier war, die in ihm steckte. Eine Sucht nach der warmen, vor kurzem noch für ihn fremden Flüssigkeit, nach dem Blut der Menschen.

Das wollte er trinken. Nur wenn er es gesaugt hatte, war es ihm möglich, noch mehr Kraft zu bekommen.

Mit leicht abgespreizten Armen bewegte er sich auf den Ausstieg zu. Er lag sehr günstig. So wie er in den Keller hineingelangt war, würde er ihn auch verlassen können.

Diesmal allerdings mit dem Kopf zuerst und nicht mit den Füßen. Sein Mund stand offen. In seinem Bart klebten noch einige Blutreste, als sich Drake die Lippen daran abgewischt hatte.

Wie ein Wurm schob er sich weiter vor. Er merkte, dass es eigentlich noch nicht dunkel genug geworden war, denn Dämmerung und Nebel reichten nicht richtig aus. Es zählte zu seinen Vorteilen, dass er am Himmel seinen Todfeind, die Sonne, nicht sah.

Nur Nebeltücher und die anbrechende Dämmerung bedeckten das weite, flache Land.

Kein Mensch war unterwegs. Das alte, verfallene Haus lag unter der dunkelgrauen Tarnung und schien bei jedem Windstoß den Hauch des Todes auszuatmen.

Noch einmal stemmte er sich ab, dann hatte er es geschafft.

Die nächsten Meter kroch er auf allen vieren weiter. Erst dann stand er auf, drehte sich um die eigene Achse und sah, wie ein Hase

blitzschnell und hakenschlagend davonhuschte, als hätte das Tier Angst vor ihm bekommen.

Selbst die Raben krächzten lauter, als sie dicht über ihn hinwegflogen.

Naumann hob den rechten Arm und tat so, als wollte er einen der Vögel fangen. Natürlich griff er ins Leere, lachte darüber und ging stolpernd weiter.

Seit seinem Dasein als Vampir fühlte er sich sicher. Viel besser als früher, und wenn er erst einmal seine Zähne in den Hals eines Menschen geschlagen hatte, dann…

Er stockte.

Mit der rechten Hand fühlte er nach. Tatsächlich - aus dem Oberkiefer wuchsen die beiden Vampirzähne lang und spitz hervor, als wären sie kleine Dolche.

Seine Waffen…

Bei diesem Gedanken leuchteten die dunklen Augen. Er drehte den Kopf zum Haus hin. Bis zum Eingang musste er nur wenige Schritte zurücklegen, die er geduckt durch die wabernden Schleier schritt und keinerlei Rücksicht auf die wilde Vegetation nahm, die er kurzerhand zertrat. Das hatte für ihn auch einen symbolischen Charakter. So wie die Pflanzen zertreten wurden, wollte er auch die Menschen vernichten und sie gleichzeitig in die lange Reihe der Blutsauger einreihen.

Der Eingang lag rechts von ihm. Er ging vorbei an den abgestellten Fahrzeugen, auf deren Blech der Nebel eine feuchte Schicht hinterlassen hatte.

Der Boden war weich, er bot nur unzureichenden Widerstand, deshalb wirkte der Gang des Vampirs auch so schwerfällig. Er hielt die Augen weit offen, der Blick war starr und gleichzeitig prall gefüllt von einer satanischen Kälte.

Dann endlich stand er vor der Tür. Er duckte und drehte sich, damit er sein Ohr gegen das feuchte, faulige Holz legen konnte. Naumann glaubte auch, Geräusche zu hören. Er konnte sie allerdings nicht unterscheiden, wartete noch ab und fuhr mit einer grauen Zungenspitze über seine Lippen.

Das war bereits ein Zeichen der Vorfreude, denn lange würde es nicht dauern, bis er sich an das erste Opfer heranschleichen konnte. In seiner gierigen Vorfreude bewegte er auch die Hände. Er öffnete und schloss sie, als wollte er unsichtbare Gegner erwürgen, die ihn umlauert hatten.

Seine rechte Hand legte er schließlich auf die Klinke.

Alles ging leicht und glatt. Ohne Schwierigkeiten öffnete er die Tür und schob sich in die Halle hinein, wo die leeren Sessel standen, als würden sie auf Gäste warten.

Die aber kamen nicht, dafür war er da.

Nach dem zweiten Schritt drückte er die Tür zu. Er wollte es keinem leicht machen.

Wie ein Tier begann er zu wittern. Zudem stand er vorgebeugt da, die Stirn gekraust. Er wusste, dass sich Menschen in der Nähe aufhielten, denn ihr Geruch war unverkennbar.

Sein Blick glitt nach links. Dort begann die Treppe. Sie verlief in der zweiten Hälfte im Dunkeln.

Aber von oben kamen zwei Personen herab, deutlich an ihren Schritten zu unterscheiden.

Beide blieben plötzlich stehen, denn zugleich hatten sie Gerd Naumann gesehen.

Harry Stahl war es, der sich am meisten wunderte und dann fragte:

»Was machen Sie denn hier, Herr Naumann…?«

***

Um den Eingang des Hotels zu erreichen, musste mein Taxi vom Ku'damm abbiegen, einmal um den Block fahren, damit es vor dem Portal des Kempinski ausrollen konnte.

Sofort eilte ein Page herbei, der die Tür öffnete. Er trug eine gelbe Jacke und eine dunkle Hose.

Ich zahlte, legte ein Trinkgeld hinzu und reichte dem jungen Mann meinen Koffer. Von nun an brauchte ich mich um das Gepäck nicht mehr zu kümmern.

Durch die Drehtür betrat ich das Hotel und schaute direkt auf die breite und sehr gepflegt wirkende Rezeption, wo die freundlichen Angestellten mich begrüßten.

Das Zimmer war reserviert, und es lag bereits eine Nachricht vor. Man erklärte mir, dass ich in der Bar warten sollte. Ansonsten war nichts angegeben.

Das Zimmer gefiel mir. Es lag im vierten Stock mit dem Fenster nach vorn zum Ku'damm Das Geräusch des dort immer brausenden Verkehrs drang nicht durch die Schallschutzscheiben. Mein Blick glitt zu den Nachbarhäusern hinüber, wo sich auch die Reklametafeln mit bunter Leuchtschrift an den Fassaden entlangzogen.

Ich sah sie und sah sie trotzdem nicht. Meine Gedanken drehten sich um Nadine Berger.

Innerlich war ich sehr kribblig geworden. Ich merkte sehr wohl, dass sich etwas Entscheidendes anbahnte, und ich dachte daran, dass ich mich ruhiger fühlte, wenn ich drei blutgierigen Vampiren gegenüberstand. Da wusste ich wenigstens, was mich erwartete.

Als ich den Schlüssel eingesteckt und das Zimmer verlassen hatte, war es hoher Nachmittag. Sehr aufmerksam ging ich durch die Hotel-Lobby in Richtung Bar, wo ich um diese Zeit der einzige Gast war und

mir einen Platz aussuchen konnte.

Da ich Durst hatte, bestellte ich Bier, alkoholfreies. Der Keeper unterbrach die Tätigkeit des Gläserputzens und servierte mir das gut gekühlte Getränk.

Eine Zeitung fiel mir auf. Jemand hatte sie liegenlassen. Ich blätterte sie durch, las viel über Gesamt-Berlin und auch davon, dass man in der kommenden Nacht im Ostteil der Stadt Randale erwartete, weil sich autonome Gruppen aus halb Europa zusammengeschlossen hatten, um gegen Häuserräumungen zu protestieren. Als gefährdete Stellen waren die Orte um den Alexanderplatz angegeben worden.

Vor Jahren hatte London ebenfalls so etwas erlebt, da hatte es leider Tote gegeben. So etwas wünschte ich keiner Stadt, und über meinen Rücken rann ein Frösteln.

Der Keeper beobachtete mich durch die Gläser seiner Brille und nickte, als ich die Zeitung zur Seite legte. »Es wird immer schlimmer in dieser Stadt.«

»Da sagen Sie was. Ist ein Ende abzusehen?«

»Ich glaube nicht. Das scheint mir so etwas wie ein Beginn zu sein.« Er hob die Schultern. »Aber machen Sie was daran.«

Ich holte eine Zigarette aus der Packung, bekam Feuer gereicht und rauchte die ersten Züge. Dann sagte ich dem Keeper meinen Namen und fragte ihn, ob sich jemand nach mir erkundigt hatte.

»Nein, Mr. Sinclair, niemand.«

»Danke.«

»Werden Sie hier warten, oder soll eine Nachricht hinterlassen werden?«

»Nein, das ist nicht nötig.« Ich schnickte Asche ab. »Die Person wird schon kommen.«

»Sicher.«

Die erste Flasche neigte sich dem Ende entgegen. Ich bestellte eine zweite, rauchte die nächste Zigarette und schaute zwei Männern zu, die in ihren blauen Anzügen aussahen wie Geschäftsleute. Sie setzten sich an einen der runden Tische.

Wieder tropften die Minuten dahin. Allmählich wurde ich nervös.

Draußen auf dem Ku'damm leuchteten bereits die Lichter. Sie wirkten in dem Dunst längst nicht so klar wie sonst.

Ein Page erschien. Er kam sehr schnell in die Bar, stoppte ab, schaute zu mir hin, lächelte und erkundigte sich nach meinem Namen. »John Sinclair.«

»Dann ist das für Sie, Sir.«

»Danke.« Ich nahm den Brief an mich, drückte dem Boten eine Münze in die Hand und öffnete den Umschlag.

Wieder rutschte ein Zettel hervor, und wieder war die Nachricht mit derselben Maschine geschrieben wie die, die ich auf dem Flughafen

erhalten hatte.

»Komm ins Hotel des Westens am Alexanderplatz. Dort werde ich dich erwarten, John.«

Auch diesmal war der Brief mit Nadine unterschrieben worden, und wieder rieselte es kalt über meinen Rücken. Von einer Uhrzeit hatte sie nichts mitgeteilt. Bis ich dort eingetroffen war, würde es dunkel sein. Ich steckte den Zettel ein, bat um die Rechnung und erkundigte mich nach der Fahrzeit bis zum Ziel.

Der Keeper legte die Stirn in Falten. »Mit dem Wagen werden Sie Schwierigkeiten haben, Sir.«

»Zu dichter Verkehr?«

»Leider. Hinzu kommen die Demos. Ich an Ihrer Stelle würde nicht fahren.«

»Leider muss ich.«

»Dann nehmen Sie die S-Bahn. Sie brauchen nur ein paar Schritte bis zum Bahnhof Zoo zu gehen und dort das Ticket zum Alex lösen. Das ist am besten.«

»Danke sehr.«

»Einen schönen Abend wünsche ich trotzdem«, rief er mir nach.

»Den werde ich wohl kaum haben.« Draußen zog ich meine Jacke an.

Der Wind hatte sich zwar gelegt, es war trotzdem nasskalt geworden, und diese Kälte drang durch bis auf die Haut.

Man wollte mir ein Taxi rufen, ich winkte ab und ließ mir den kurzen Weg zum Bahnhof Zoo beschreiben.

Es war einfach. Über den Ku'damm, am Café Kranzler links ab, wo ich noch einen Blick auf die Gedächtniskirche werfen konnte. Vor ihr tummelten sich zahlreiche Gestalten, die nicht vertrauenerweckend aussahen. Von den Touristen wurden sie mit schiefen Blicken bedacht.

Ich musste eine breite Straße überqueren, um an den Bahnhof Zoo zu gelangen. Er gehörte zu den Plätzen, die zu einer traurigen Berühmtheit gekommen waren, auch jetzt standen vor dem breiten Eingang zwei Streifenwagen und ein Krankenwagen.

Neugierige standen herum. Meine deutschen Kollegen wurden mit bissigen Kommentaren bedacht.

Ich drängelte mich vorbei, schaute mich in der großen Halle erst einmal suchend um, bis ich den Schalter entdeckt hatte, wo ich eine Fahrkarte kaufen konnte.

»Alexanderplatz!« sagte ich. »Da nehmen Sie sich in acht. Es ist Randale angesagt worden. Es kann Verletzte geben.«

»Weiß ich.«

»Na denn. Zweimarkvierzig.«

Ich legte drei Mark hin, bekam Wechselgeld zurück, die Karte ebenfalls und ging die Treppe hoch, um auf den entsprechenden Bahnsteig zu gelangen.

Einige Typen, die zusammen mit mir warteten, kamen mir nicht geheuer vor. Sie trugen dunkle Kleidung, ihr Aussehen roch nach Gewalt. Es waren keine Grufties, sondern gefährliche Autonome, angeheizt durch Alkohol.

Sie bildeten eine lange Kette auf dem Bahnsteig, grölten und versprachen, den Berliner Bär loszulassen, um ihm dann den Kopf abzureißen.

Als normaler Mensch hielt man sich von denen am besten fern, was ich auch tat und mich ziemlich ans Ende des Bahnsteigs stellte.

Schon bald rollte die S-Bahn ein. Durch lautes Schreien begrüßten die Typen den Zug. Einige Kerle hatten Halstücher vor ihre Gesichter gebunden. Wütend traten sie gegen die Wagen, bevor sie einstiegen.

Ich hatte mir den letzten Wagen ausgesucht und auch einen Sitzplatz gefunden.

Es dauerte nur kurz, bis die S-Bahn starten konnte. Zwei ältere Männer setzten sich mir schräg gegenüber. Eine Frau stieg ebenfalls noch ein.

Sie trug ein gelbes Kopftuch. Das Gesicht darin war bleich und verängstigt.

Ich hoffte nur, dass die Randalierer in ihren Wagen blieben und dass an den nächsten Stationen nicht noch mehr einstiegen. Irgendwie fühlte ich mich wie auf einem heißen Stuhl sitzend, während ich aus dem Fenster schaute und auf das Berlin schaute, das vor den Scheiben entlangglitt.

In viele Hinterhöfe verlor sich mein Blick. Ich sah aber auch Kanäle oder freie Flächen, die als Schrottplätze Verwendung gefunden hatten.

Die Namen der einzelnen Stationen habe ich mir nicht merken können.

Menschen stiegen ein und auch wieder aus. Krakeler ebenfalls, aber die gesellten sich zu ihren Artgenossen.

An der vorletzten Station vor dem Alex stieg jemand zu, der sich in meine Sitzreihe setzte. Draußen war die Dämmerung hereingebrochen.

Die Lichter erinnerten mich an fahle Lampen. Durch ihren kalten Strahlenkreis dampften die Nebelschwaden.

Der Neuankömmling trug einen Parka, hatte ein schmales Gesicht, in dem der Oberlippenbart besonders auffiel. Er sprach mich nicht an, doch er beobachtete mich aus den Augenwinkeln, was mir nicht gefiel, worauf ich ihn allerdings auch nicht ansprach. Auf seinen Lippen klebte ein unangenehmes Lächeln wie Blei, der Blick seiner Augen war stechend.

Wir befanden uns längst im Osten der Stadt. Dass es Randale geben würde, sah ich schon durch das Fenster des Wagens.

Noch immer rückte die Polizei mit den großen Mannschaftswagen

an, auf deren Dächern sich die Blaulichter drehten.

Der Bartträger sprach mich an. »Fahren Sie auch bis zum Alex?«

»Ja.«

Er nickte. »Kann eine heiße Sache werden, heute Abend.«

»Das hörte ich schon, aber ich habe eine Verabredung. Muss in das Hotel des Westens.«

»Ach ja?«

»Kennen Sie es.«

»Ja, dort werden Sie sicher sein.«

»Das glaube ich auch.«

Die nächste Station war der Alex. Der Zug verlor bereits an Geschwindigkeit, der Bahnhof öffnete sich vor uns, und wir standen auf. An der Tür traf ich wieder mit dem Mann zusammen. Er stieg vor mir aus. Dabei hielt er sich an der Griffstange fest, drehte mir sein Gesicht zu und sagte:

»Ich bin übrigens Konowski.«

»Selbst schuld«, grinste ich. »Mein Name ist…«

»John Sinclair!«

Mehr sagte er nicht. Dafür stieß er sich ab und sprang mitten hinein in das Gewühl auf dem Bahnsteig, das in den folgenden Minuten zu einem reinen Chaos wurde, denn die Randalierer wurden von anderen erwartet, die sie mit lautem Geschrei begrüßten.

Irgendwo knallte es, als wären Schüsse gefallen. Ein jeder musste sich den Weg zum Ausgang bahnen. Die normalen Reisenden drängten an den Wänden entlang, wurden aber immer wieder von den Wellen der Randalierer gestoppt.

Es roch nach Gewalt, aber die Polizisten, die sich als Wachtposten aufgebaut hatten, griffen noch nicht ein. Sie verhielten sich nicht provokativ, obwohl sie in ihren Schutzuniformen aussahen wie Menschen von einem fremden Stern.

Ich ließ mich treiben, weil mir keine andere Wahl blieb und ich es im Prinzip auch nicht eilig hatte.

Trotz meiner passiven Haltung bekam ich einen harten Stoß in den Rücken, der mich nach vorn schleuderte. An der gelblichen Fliesenwand, kurz vor Beginn einer Treppe, fing ich mich ab, drehte mich herum und schaute in vier blasse Gesichter, die mich starr angrinsten, als hätten sie Totenmasken aufgesetzt.

Es waren Männer, normal gekleidet. Nicht normal war der schwarze Sarg, den sie trugen. Ihre Hände umklammerten die Griffe, und bei jedem Schritt schaukelte die Totenkiste mit.

Ich spürte, dass sie nicht zu den Autonomen gehörten. Doch sie waren auch chaotisch, aber anders.

Noch viel gefährlicher…

Ich ließ sie vorbei, sie gingen auch, allerdings sehr langsam, als

hätten sie vor, mir etwas zu zeigen.

Auf gleicher Höhe mit mir passierte es dann. Und ich hatte das Gefühl, einen irrwitzigen Traum zu erleben, kam mir vor wie auf einer Insel und von den anderen abgetrennt.

Der Sargdeckel bekam von unten her Druck und schwang langsam in die Höhe.

»Schau hin!« wisperte jemand, »schau genau hin…«

Ich blickte gegen die Gesichter der Träger. Ihre Augen hatten einen fahlen Glanz bekommen. Erst jetzt nahm ich den Geruch wahr, der aus ihren Kleidern strömte.

Er erinnerte mich an fauliges Laub, an einen Friedhof und an alte Erde.

Die waren nicht gekommen, um zu protestieren, das waren…

»Schau hin, Sinclair!«

Verdammt, da kannte wieder jemand meinen Namen.

Ich blickte nach unten auf den Sarg. Die Menschen, die mich umgaben und die Treppe hochgingen, verschwammen zu einer grauen, gesichtslosen Masse.

Dafür war der Deckel hochgeklappt und blieb für einen winzigen Moment aufrecht stehen.

Die Zeit reichte mir, um erkennen zu können, dass jemand in diesem Sarg lag.

Eine Frau mit rötlichbraunen Haaren, der aus dem offenen Mund zwei Vampirzähne ragten.

Nadine Berger!

Ich erkannte sie sofort. Der Schreck lähmte mich, dann fiel der Deckel zu, und ein hinterrücks geführter Schlag erwischte meinen Hals.

Einen Moment später ging die Welt für mich unter…

ENDE des zweiten Teils